Aus
vier Jahrhunderten.

Historische Skizzen und Erzählungen

von

Adolf Beneke.

Bremen, 1871.
Verlag von J. Kühtmann's Buchhandlung.
U. L. Fr. Kirchhof Nr. 4.

Inhalt.

Eine königliche Liebe.

Zu den reizendsten Umgebungen der Stadt Hannover gehören die großartigen Parkanlagen, die nordwestlich derselben, ziemlich dicht vor den Thoren anhebend bis zu dem Schlosse Herrenhausen sich hinziehen. In ihrer ganzen Ausdehnung lehnen sie sich seitwärts an die bekannte lange dreireihige, bereits unter König Georg I. von England angelegte Linden-Allee. Die vorderen, mehr der Stadt zugewandten Theile bieten das lieblichste Bild einer im neuern Style angelegten englischen Park-Partie. Das Auge ergötzt sich an den frischen pleasure grounds, die kunst- und geschmackvoll besetzt mit den schönsten Baumgruppen, zugleich die reizendste Fernsicht auf stundenlange Wiesen und die bewaldeten Höhen der nicht allzufern liegenden Deisterberge gewähren. Indeß wie gern auch der Fuß des Wanderers in den schattigen Gängen dieses Theils der Parkanlagen sich länger ergehen möchte — er wird

weiter eilen, um zu einer noch interessanteren Partie zu gelangen. Es ist dies derjenige Theil, welcher den eigentlichen Garten des Schlosses zu Herrenhausen bildet. Dem Schlosse selbst wird man heutigen Tags unter seinesgleichen nur einen sehr untergeordneten Rang anweisen können, indem es im Aeußern von einem ansehnlichen Landhause sich kaum unterscheiden dürfte. Allein der Garten, im strengsten Style der französischen Schule, ganz im Geiste von deren Großmeister Le Nôtre angelegt und auf das Sorgfältigste in dem ursprünglichen Stande erhalten, so daß er noch jetzt das getreue Abbild seiner ersten Anlage bietet, ist ein historisches Denkmal der Gartenkunst des vorigen Jahrhunderts, wie Frankreich selbst kaum ein ähnliches darbieten dürfte. Aus dem Boden, der die mit dem saubersten und feinsten Kiessande bedeckten Wege scharf hervortreten läßt, erheben sich allenthalben hohe Hecken, welche die größeren Partieen sowohl, wie die innerhalb dieser belegenen kleineren Anlagen abgrenzen. Alles ist hier wie nach der Schnur angeordnet, und in kunstvolle Formen verschnittene Bäume und Taxuspyramiden bilden besondere End= und Grenzpunkte für die vielen geraden oder fächerförmig auf einen Punkt zulaufenden Hecken=Alleen.

Einzelne Statuen, natürlich alle mythologischen Charakters, aus Sandstein, aber keineswegs vollendet geformt, bilden auf ihren unförmlichen Postamenten hier und da für das Auge einen weitern Anhaltspunkt. Auch ein Theater ist vorhanden. Scene und Coulissen sind wiederum aus Hecken gebildet und auf amphitheatralischen, gleichfalls mit Grün umgebenen Sitzen vermag der Zuschauerraum ein kleines Publikum aufzunehmen. Belebt wird die steife und todte Gartenschöpfung weiter durch die bekannten, einst noch mehr denn jetzt berühmten Wasserwerke mit ihrer großen Fontaine, die einen Strahl von 120 Fuß in die Höhe zu treiben im Stande ist. Früher waren in der Nähe des Schlosses und an den angrenzenden Mauern noch eine Anzahl kleiner Cascaden und Grotten angebracht, verziert mit Statuen mythologischer Wassergottheiten, und aus Muscheln, Amphoren und natürlich auch aus den unvermeidlichen Delphinen rieselten allenthalben Wasserstrahlen in anmuthigem Geplätscher herab.

Dies ist der Ort, woselbst die Hauptscenen des Schauspiels, von dem wir im Nachstehenden ein Bild zu geben versuchen wollen, zur Aufführung gelangten.

„Sir Robert, Ihr seid heute ausnehmend langweilig! Ist Eure Nachtruhe etwa keine gute gewesen? In der That, Ihr bringt mich mit Eurem ennuyanten Kram um's Leben!"

„Verzeihung, Majestät! Kaum die Hälfte der Zeit ist verstrichen, welche Majestät Höchstselbst für mein tägliches Referat in Staatsangelegenheiten anzusetzen geruht haben!"

„Nun ja! Aber Ihr redet heute über nichts, als Bagatellen, die solcher Arbeit nimmer werth sind, und dennoch könnt Ihr bei keiner das Ende finden!"

„Wenn ich mir erlaube, Alles genau und nach Kräften deutlich darzustellen, so geschieht es nur, um Ew. Majestät in den Stand zu setzen, die paßlichste Entscheidung zu treffen, denn England weiß genugsam, wie sein König Alles selbst entscheidet, und ist eben so stolz hierauf, als ruhig, sein Geschick in den Händen des weisesten und gerechtesten Monarchen zu sehen!" Der kluge Sir Robert Walpole kannte zu gut die Schwäche seines Königs, Georgs II., sich der Einbildung hinzugeben, selbst zu regieren und Alles selbst zu verfügen. Nur dieser Schwäche brauchte er zu schmeicheln, und er war und blieb, dem Namen nach zwar nur der

erste Minister, in der That aber der alleinige und wirkliche Regent Großbritanniens.

„Ich weiß dies," erwiderte der König, „und würde auch niemals zugeben, daß anders verfahren werde. Ja, ja die Last des Regierens ist eine sehr drückende und eben heute finde ich dies mehr, denn je!" und der König seufzte leise. Dann fuhr er fort: „Doch was ich sagen wollte, Sir Robert! Bringt die Wahlangelegenheiten, über die Ihr so lange geredet, nur vollständig in Ordnung — Ihr kennt ja meine Intentionen!"

Sir Robert Walpole erhob sich von seinem Sessel, und sich tief verneigend, machte er Miene, von dannen zu gehen.

Der König hatte inzwischen seine Uhr hervorgezogen, und als er die Absicht seines Ministers, sich zu verabschieden, bemerkte, rief er rasch: „Halt, Sir Robert! So ist es nicht gemeint! Ihr sagtet vorhin selbst, daß die Zeit Eures täglichen Vortrages kaum zur Hälfte verstrichen, und von der bestehenden Ordnung darf nicht abgewichen werden. Ich bin kein Freund der Unregelmäßigkeit. Es ist noch eine Angelegenheit von der größten Wichtigkeit, die ich mit Euch zu besprechen habe, zugleich aber auch" — und der König erhob drohend

den Finger — „ein Geheimniß im allertiefsten Vertrauen!“

Der Minister stutzte. Er kannte doch bis in's Detail alle zur Zeit in Europa schwebenden politischen Fragen. Sollte sich etwa, ohne sein Wissen, der König auf eigene Hand in Verhandlungen eingelassen haben?

Der König schellte und befahl dem eintretenden dienstthuenden Kammerherrn, selbst die äußersten Zugänge zu den königlichen Gemächern zu schließen und bis auf Weiteres Jeden, wer es auch sei, mit dem Bescheide abzuweisen, daß der König soeben nach Windsor abgefahren sei. Dann sprach er, als der Kammerherr sich tiefverneigend entfernte: „Setzt Euch, Sir Robert!“ Hierauf einige Male nachdenklich im Zimmer auf- und niedergehend, nahm der König endlich seinem Minister gegenüber Platz, rückte aber verschiedentlich noch mit dem Sessel hin und her, bevor er die passenden Worte zur Eröffnung der Mittheilung finden konnte. Dann plötzlich das Haupt erhebend und den Minister scharf in's Auge fassend, sprach er rasch: „Sir Robert, ich kann meine Mistreß Howard nicht mehr ausstehen und will unter jeder Bedingung mein Verhältniß mit ihr abgebrochen sehen!“

Der Minister hatte große Mühe, ein satyrisches Lächeln zu verbergen und seinem Gesichte das ernste und gemessene Ansehen des Diplomaten zu erhalten. Der schelmische Spott in seiner feierlichen Tones gesprochenen Erwiderung wäre einem unbefangenen Dritten gewiß nicht entgangen.

„Das ist allerdings eine völlig unerwartete Eröffnung!“ sprach er. „Ich glaubte Ew. Majestät für immer in den Fesseln der reizenden Dame.“

„Nicht doch, Sir Robert! Man übereilt sich wohl ab und zu einmal im Leben, Ihr wißt es; aber in keinem Gesetzbuche der Welt wird ein solcher kleiner Fehltritt mit der Strafe lebenslänglicher Fesseln geahndet.“

„Majestät, ich dachte an süße Fesseln!“

„Und ich, Sir Robert, bitte Euch, denkt und redet nicht wie ein Kind! Es ist wahr, Mistreß Howard bezauberte mich anfangs; allein ein längerer und näherer Umgang hat mich belehrt, daß vierzig Jahre für Frauen auch ihre Bedeutung haben. Eine Menge Reize, die ich für Natur ansah, offenbarten sich als Kunst. Doch davon wollte ich noch nicht reden. Aber denkt nur, seitdem ich die Dame zur Gräfin Suffolk erhoben, glaubt

sie täglich mehr, sie habe ein Recht, nicht mehr unter, sondern neben mir zu stehen und erlaubt sich in Dinge mit einzureden, bei denen ich die Einsprache nimmer dulde."

„Gestützt auf die Stellung, welche Majestät Höchstselbst der Gräfin einzuräumen geruht haben, wird dieselbe, solche Freiheit zu nehmen, sich völlig befugt halten."

„Wie? Stellung? Wir haben der Dame gar keine Stellung angewiesen, mein lieber Sir Robert! Wenn wir als König eine Unterthanin der Gnade unseres intimsten Umgangs würdigen, so sollte dieselbe, so vermeinen wir, solcher Gnade durch verdoppelte Ergebung sich würdig zu zeigen suchen. Denn wer gewinnt bei einem solchen Verhältniß? Der König, oder die Unterthanin? Nun, was meint Ihr?"

„Verzeihung Majestät, ich denke, sowohl der König als auch die Unterthanin — Beide genießen sie die Vortheile eines solchen Verhältnisses."

„Und ich, Sir Robert, denke, daß Ihr wiederum langweilig zu werden beginnt," rief der König gereizt.

Walpole lächelte unmerklich, und der Monarch fuhr fort, und seine Stimme klang hart, fast rauh: ich wiederhole es, Mistreß Howard wird mir von Tag zu Tage

eine drückendere Last und ich bin derselben nach und nach herzlich müde geworden."

Der Minister jauchzte innerlich hoch auf, als er mit seiner kecken Gegenrede den König dahin gebracht sah, wohin er ihn haben wollte: zu entschiedenem Festhalten an dem einmal erklärten Willen. Von jeher schon war es die Politik Walpole's gewesen, im Verein mit der geistreichen Caroline, der Gemahlin des Königs, diesen durch anscheinende Opposition auf indirectem Wege auf die der Königin und dem Minister genehmen Bahnen zu leiten, wovon der König natürlich nicht im Entferntesten eine Ahnung hatte. Wohl aber hatte die kluge, zur Gräfin Suffolk erhobene Mistreß Howard dieses mit dem Könige getriebene Spiel längst durchschaut, und wenn sie auch bisher dazu geschwiegen, so lag es doch keineswegs außerhalb der Grenzen der Möglichkeit, daß sie über kurz oder lang dem Monarchen die Augen öffnen und dadurch der Königin, noch mehr aber dem ehrenwerthen Sir Robert gefährlich werden konnte. Schon längst war daher die Entfernung der Dame das geheime Streben des Ministers gewesen — daher die Freude, als ihm der König in seinen Absichten so plötzlich und unerwartet entgegenkam.

„Steht einmal der Wille Ew. Majestät fest, die Gräfin Suffolk nicht wieder zu sehen," meinte Walpole nach einer kleinen Pause, „so lassen Majestät doch Allerhöchst Dero Willen der Dame erklären und derselben den Hof verschließen."

„Nein, nein, mein lieber Sir Robert, so plötzlich und ohne Weiteres läßt sich das Verhältniß nicht abbrechen," entgegnete der König fast ängstlich. „Ihr müßt bedenken, daß bei Anknüpfung desselben Versprechen gegeben und Worte gefallen, deren ich mich nicht einmal vollständig mehr erinnere. Wenn die Gräfin, hierauf fußend, meinem Willen gegenüber sich widerspenstig zeigte, so gäbe dies nur gewünschten Anlaß zum Skandal in der Gesellschaft sowohl, als im Volke. Auf wie vielen Caricaturen würden wir wohl prangen! Mr. Hogarth wäre gewiß gleich zur Stelle!"

„Allerdings, Majestät! Fatal, in der That sehr fatal!"

„Leider, leider," seufzte der König. „Fällt Euch kein anderes Mittel ein, mein lieber Sir Robert, die Gräfin zu entfernen? Wie? Ich möchte die Angelegenheit gern in Euren Händen wissen!"

Wiederum hatte der Minister den König da, wo er ihn zu haben wünschte. Er selbst wollte auch dieses

Geschäft, wie so manches andere, zur Erledigung bringen, damit sein Einfluß allenthalben, im Hause des Königs ebenso, wie im Staate, regiere. „Ich wüßte,“ hub er nach kurzem Zögern an, „nur noch einen Weg vorzuschlagen, Majestät!“

„Und dieser Weg?“ fragte der König gespannt.

„Man muß für die Gräfin eine Verbindung zu Stande zu bringen suchen!“

„Unsere gute Gräfin vermählen?“ lachte der König. „Kein schlechter Vorschlag! Ob die Dame indeß darauf eingehen wird?“

„Geruhen Majestät nur, mir die Angelegenheit zur Verfügung zu stellen nebst den — nöthigen Fonds. Ich hoffe, die Affaire zur Befriedigung Ew. Majestät zu beenden.“

„Gut, gut, mein lieber Sir Robert! Erledigt die Angelegenheit nach bestem Vermögen! Ihr erweiset mir einen besondern Dienst. Meinen Dank im Voraus! Hoffentlich wird unsere gute Gräfin ihre Forderungen nicht allzu hoch schrauben! Doch was sehe ich! Wir sind mit unserm Gespräch schon zehn Minuten über die bestimmte Zeit der Conferenz hinausgegangen. Adieu, mein lieber Sir Robert! Bringt uns bald gute Nachrichten.“

So endete die Audienz zu London am 10. August des Jahres 1734...

Sir Robert Walpole gab sich, wie leicht zu erachten, die äußerste Mühe bei Erledigung des für den ersten Minister Großbritanniens allerdings etwas seltsamen Geschäfts — lag doch eine glückliche Beendigung desselben zu sehr im eigenen Interesse des sehr ehrenwerthen Sir Robert. Die Angelegenheit erledigte sich indeß keineswegs so leicht. Die Gräfin Suffolk zeigte sich hartnäckiger, als er vermuthet, und seine Theorie, daß jeder Mensch seinen Preis habe, schien sich Anfangs wenig bestätigen zu wollen. Erst nach langen, langen Unterhandlungen, die eine geraume Zeit in Anspruch nahmen, gelang es ihm, die Dame zu vermögen, Mr. Berkeley ihre Hand zu reichen, und durch diese Heirath trat die Gräfin in eine solche Stellung zurück, daß sie dem politischen Einflusse der Königin und dem des Ministers niemals gefährlich werden konnte.

Für den königlichen Hof zu London hatte mittlerweile die Wintersaison begonnen. Es war die Saison, welche zwischen die Jahre 1734 und 35 fällt.

Schon vor Beginn derselben war der Umgebung des Königs eine hervorgetretene Veränderung, welche sich sowohl in der äußeren Erscheinung, als noch mehr in dem Benehmen des Monarchen zeigte, auffallend erschienen. Sein lächelndes behäbiges Gesicht, das sonst nur auf innere Selbstzufriedenheit schließen ließ, zeigte Züge des Unmuths; Kürze und Unzufriedenheit in der Unterhaltung und kaum unterdrücktes häufiges Gähnen gaben bald genugsam davon Kunde, daß Se. Majestät sich ungemein gelangweilt fühlten. Der Hof steckte die Köpfe zusammen. Woher diese Erscheinung? Entbehrte der König etwa die Gräfin? Deren Entfernung war ja sein entschiedener Wille gewesen! Nein, nein, nicht der Verlust der Gräfin war der unmittelbare Grund der Verstimmung, vielmehr hatte dieselbe, wenn nicht ganz, so doch wenigstens theilweise ihre Ursache darin, daß die regelmäßig früher der Suffolk gewidmeten Stunden anderweitig noch nicht wieder besetzt waren — zu genau kannte der Hof des Königs starre Pedanterie, selbst in derartigen Angelegenheiten, um nicht bald genug diese Ueberzeugung zu gewinnen. Der Hof gab sich die erdenklichste Mühe, um Se. Majestät zu erheitern. Allein was auch geschah — die neuerfundenen drawing-rooms,

Levers und Maskeraden — sonst Lieblingsfeste des Königs — Aufzüge anderer Art in den Palästen St. James und Kensington, nichts war im Stande, eine Aenderung hervorzubringen. Die Laune des Königs ward im Gegentheil von Tag zu Tag eine verdrießlichere, und gegen die Zeit des Frühjahrs 1735 erreichte der Zustand seinen Höhepunkt. Die Verstimmung mußte neben der durch die Entfernung der Gräfin eingetretenen Störung in der pedantischen Eintheilung seiner Zeit durchaus noch einen andern Grund haben! Und so war es in der That! Dem Könige gefiel es, wie dies schon mehrfach der Fall gewesen, wiederum einmal nicht in England — wiederum sehnte er sich einmal nach dem Continente, nach Hannover und seinem geliebten Herrenhausen. Mißfallen an dem Leben in London, Sehnsucht nach Hannover — das war der Hauptgrund seiner Verstimmung, und wenngleich der König seine Absicht, England allein nächstens für längere oder kürzere Zeit zu verlassen, bisher offen noch nicht ausgesprochen, so blieb der nächsten Umgebung des Monarchen doch bald kein Zweifel mehr, daß dies früh genug geschehen werde. Er sprach fast nur noch von Deutschland, Hannover und von Herrenhausen. War

von einem großen zu veranstaltenden Diner die Rede, so konnten die englischen Köche nicht kochen, nur die Deutschen verstanden dies; ward zur Unterhaltung des Königs eine Truppen-Revue angeordnet, so konnte die englische Cavallerie nicht reiten, nur die kurhannoversche vermochte dies; handelte es sich um einen feierlichen Aufzug zum Parlament, so verstanden die englischen Kutscher nicht zu fahren, nur die hannoverschen waren fähig, eine Carosse geschickt und elegant zu führen; nur die deutschen Damen waren schön und interessant, die englischen häßlich und langweilig; nur die Atmosphäre Deutschlands war erquickend und rein, während die von England und London niederdrückte und Melancholie und Hypochondrie hervorrufen mußte!

Bald erfolgte auch dann die bestimmte Erklärung des Königs, daß er unter allen Umständen im bevorstehenden Sommer abermals den Continent, das heißt sein geliebtes Hannover, besuchen werde, um sich dort von den Lasten der Regierung für einige Zeit zu erholen.

Als sein Vater, Georg I., sich vor 21 Jahren eingeschifft hatte, um den seinem Hause zugefallenen Thron von Großbritannien einzunehmen, hatte er, seiner Um-

gebung gegenüber, geäußert, daß die besten Stunden seines Lebens dahin seien, und er hatte auch in der That über den Glanz seiner neuen Krone sein altes Vaterland nie vergessen. Mit noch größerer Liebe, als jener, hing sein Sohn, Georg II., an dem Lande seiner Geburt und an den Stätten und Orten, an denen er seine Kindheit verlebt hatte. Herrenhausen mit seinen Umgebungen stand dabei oben an und zwölf Mal während seiner 33jährigen Regierung hat ihn der Zug seines Herzens dahin zurückgeführt. —

Die Engländer bemerkten eine solche Passion ihres Herrschers natürlich nur ungern und suchten alles anzuwenden, um einen von der übrigen Welt abgeschlossenen starren Engländer aus ihm zu machen. Allein sie vermochten nicht, die Gefühle der Vergangenheit in ihm zu ersticken. Sein eigensinniger und pedantisch-störriger Charakter hätte dies auch nimmer zugelassen.

So enthielt man sich denn diesmal von vornherein jeder Einrede gegen die Erklärung des Königs. Der Hof namentlich, der nach der Wiederkunft einen besser gelaunten König und angenehmere und belebtere Feste zu genießen hoffte, war diesmal mit der Abreise vollkommen einverstanden.

Nachdem Georg II. einmal seinen Entschluß ausgesprochen, traf er sofort mit seiner Gemahlin Caroline und seinem Minister Walpole die für seine Abwesenheit nöthigen Anordnungen, und in der schönsten Sommerzeit des Jahres 1735 ging die Reise hierauf nach Hannover vor sich. Nähere Verbindungen mit dem Könige Friedrich Wilhelm von Preußen zu knüpfen, sowie weitere Verabredungen für Einrichtung der schon im vorigen Jahre (1734) beschlossenen Stiftung der Universität Göttingen zu treffen, mußten, der Masse und den Zeitungen gegenüber, den Grund der Reise abgeben. Mit jeder Meile, um die man sich dem Ziele derselben näherte, ward des Königs Antlitz heiterer, seine Stimmung eine bessere. Nach einer zehntägigen Reise war Herrenhausen erreicht.

Der König bezog wieder dieselben Gemächer, die er bei jedem Aufenthalte im Schlosse bewohnte, und sah von demselben Fenster aus, an dem, wie immer, der gewohnte Sessel stand, auf dieselben bekannten Gänge, Alleen und Fontainen des Parks. Denn man glaube nicht, daß es bei dem Entschlusse, England zeitweilig zu verlassen, die Absicht des Königs gewesen, die ihm werdende Freiheit vom englischen Zwange, in angenehmer

Ungebundenheit des täglichen Lebens genießen zu wollen. So etwas wäre völlig gegen seinen Charakter gewesen, und er erschien in Herrenhausen als derselbe starre Pedant, wie er sich als solcher stets gezeigt. Zur bestimmten Stunde erhob er sich des Morgens von seinem Lager, und ebenso gleichmäßig und unveränderlich folgte das Ankleiden und sodann das Frühstück. Zur genau festgesetzten Zeit fuhren hierauf die schwerfälligen, von der Mitte aus nach beiden Seiten zurückgeschlagenen Hofcarossen vor; das vollständige Gefolge stieg mit dem Könige ein; die Stallmeister ritten an bestimmten Stellen neben dem Schlage, die Vorreiter nebst einigen Garde du Corps-Reitern voran und, einerlei ob es regnete oder der Staub aufwirbelte — dahin ging der Zug die Lindenallee nach dem Schlosse zu Hannover. Dort wurden Seitens des Königs einige unbedeutende Geschäfte erledigt, oder es fand große Cour statt. Auch hier ward alles auf die Minute beendet und in demselben feierlichen Zuge kehrte man sodann nach Herrenhausen zurück. Der Umkleidung folgte sodann die Tafel, für welche gleichfalls die Speisekarte so geordnet war, daß man sehr wohl im Stande gewesen wäre, genau zu berechnen, welche Gerichte an demselben Tage nach

zehn Jahren auf der königlichen Tafel stehen würden. Bei günstigem Wetter ward sodann eine Promenade im Garten unternommen, bis endlich intime Gesellschaft und Spiel in den inneren Gemächern regelmäßig um zwölf Uhr Nachts das Programm schlossen.

Diese unverbrüchliche Tagesordnung konnte nur durch einzelne außerordentliche Ereignisse unterbrochen werden, etwa durch einen größeren Ausflug, durch eine Revue oder durch eine Jagd in dem Walde der Göhrde oder auf den Bergen des Deisters.

Bei einer der vorerwähnten, im Schlosse zu Hannover abgehaltenen Morgencouren nahm auch die Generalin von Wendt Gelegenheit, ihre Tochter Amalie Sophie, welche seit einigen Jahren mit dem Oberhauptmann, Baron von Wallmoden, vermählt war, dem Könige persönlich vorzustellen. Die Generalin war Georg II. bereits bekannt geworden, und schon mehrere ihrer Verwandtinnen in aufsteigender Linie hatten mit dem großbritannischen Königshause in engster Liaison gestanden. Natürlich wurden mit Mutter und Tochter bei der Cour nur wenige, dem feierlichen Acte entsprechende Worte gewechselt. Beide erhielten jedoch die Einladung, am Abend in Herrenhausen in der Ge-

sellschaft zu erscheinen, die sich dort regelmäßig um den König versammelte.

Dieser wechselte auch hier, wie gewöhnlich, mit jedem seiner Gäste, einige Worte — natürlich auch mit der jungen Baronin Wallmoden. Bei Hofe wird jede, auch die geringste Handlung des Monarchen als ein Ereigniß nicht nur bemerkt, sondern auch eifrig nach den desfallsigen Motiven geforscht, und schon begann man Vermuthungen darüber auszutauschen, was wohl Se. Majestät habe bewegen können, das Gespräch mit dem neuesten Gaste um Eine ganze Minute länger auszudehnen, wie mit den älteren Berechtigten, als der Oberhofmarschall das Zeichen gab, die Plätze bei den arrangirten Partieen einzunehmen. Um zwölf Uhr ging die Gesellschaft, der gewöhnlichen ordre du jour gemäß, wie immer auseinander.

Die darauf folgende Nacht war für den König eine sehr unruhige. Mehrere Male schellte er und verlangte bald dies, bald jenes von seinem Kammerdiener, der, erstaunt und bestürzt, in die einzelnen Forderungen keinen Zusammenhang bringen konnte. Erst gegen Morgen ward der König ruhiger. Es war das Bild der jungen Baronin von Wallmoden, das

plötzlich vor seinen Gedanken auftauchte und gerade jetzt in der Stille der Nacht, fern vom Geräusch des Salons, war er im Stande, dieselben auf der herrlichen Gestalt — welche üppig, ohne stark zu sein — auf dem feingeschnittenen edlen Antlitz, in welchem die dunklen, sanftblickenden und doch verlangenden Augen einen reizenden Zug des Lächelns und der glücklichen Zufriedenheit noch mehr verschönten, ganz nach Gefallen und ohne Störung ruhen zu lassen, und indem das Bild der schönen Frau vor seinem geistigen Auge dahinschwebte, wurden zugleich Gedanken des Verlangens und der Hoffnung rege — und wie überall mit dem Lichte des Morgens die schwankenden, sich herüber- und hinüberneigenden Eindrücke der Nacht zu geregelten Ideen und festen Entschlüssen sich gestalteten, so befestigte auch der durch die seidenen Vorhänge des Schlafgemachs fallende erste Sonnenstrahl in dem Gemüthe des Monarchen von Großbritannien den Vorsatz, dem Zuge seines Herzens zu folgen. Er durfte sich dies ja ohne Scheu erlauben; Parlament und englische Einschränkungen kamen glücklicherweise in dieser Angelegenheit nicht in Frage.

Schon beim ersten Ankleiden gab der König den

Befehl, den Oberhofmarschall von Werpup augenblicklich nach Herrenhausen zu bescheiden. Dieser, aus nächtlicher Ruhe aufgescheucht, reihte auf dem Wege von Hannover nach dem Schlosse in seinen Gedanken Vermuthung an Vermuthung, was zu einem solch' ungewöhnlich frühen Erscheinen die Veranlassung sein könne, und mit dem sichtbaren Ausdrucke des Erstaunens, ja fast der Bestürztheit betrat er, in Herrenhausen angekommen, das Gemach des Königs.

„Ew. Majestät haben mir ohne Zweifel besondere Befehle zu ertheilen, die ich in Unterthänigkeit zu vernehmen bereit bin!" sprach er verwirrt.

„Gerade keine besonderen Befehle, mein lieber Werpup," entgegnete der König, der allmälig ruhiger geworden, „ich wünsche nur, daß Sie mir heut' Abend meine Partie so arrangiren wollen, daß die junge, mir gestern vorgestellte Baronin Wallmoden daran Theil nehmen kann. Die Mutter der Dame, die Generalin von Wendt, wollen Sie in einem andern Zimmer placiren!"

Der Oberhofmarschall, der freilich ganz andere Dinge zu vernehmen erwartet hatte, konnte sein Er=

staunen kaum verbergen und fast entsetzt stammelte er: „A—a—a—b—r—r Ma—jestät!“

„Was soll's?“ fragte der König scharf. „Haben Sie mich etwa nicht verstanden? Habe ich mich nicht deutlich genug ausgedrückt?“

„Verzeihung Majestät,“ sprach der Oberhofmarschall, indem er sich zu sammeln suchte, „ich denke nur daran, ob nicht eine Verletzung für die älteren Damen, welche bisher immer der Gnade gewürdigt gewesen, zu Ew. Majestät Partie zu gehören, darin liegen würde, so plötzlich der jungen, soeben erst bei Hofe vorgestellten Baronin weichen zu müssen?“

„Ihre Sache, mein lieber Werpup! Arrangiren Sie, bitte, Alles so schonend, wie möglich! Es bedarf nur des Ausfalls einer Person, der auch abwechselnd wieder hergestellt werden kann. — Für heute wünsche ich jedoch entschieden eine Abwechselung in der Partie!“

Der Oberhofmarschall verneigte sich. „Haben Majestät noch weitere Befehle für mich?“

„Augenblicklich nicht, mein lieber Werpup!“

Der Oberhofmarschall hätte kein Hofmann sein und keine Kenntniß des Charakters seines Herrn haben müssen, wenn ihm nicht die an den Befehl sich knü-

pfenden Folgen im Geiste augenblicklich vorgeschwebt hätten. Er entfernte sich und beschloß sodann, um auch seinen eigenen persönlichen Nutzen bei der Angelegenheit nicht zu vergessen, sogleich bei der Generalin von Wendt vorzufahren, um dieser das neue und große Ereigniß zu verkünden und mit ihr weiter zu bereden. Bei der Wohnung der Dame angekommen, ließ er durch den Diener bitten, ihn, ungeachtet der frühen Morgenstunde, nicht abweisen zu wollen, indem er im Dienste und in Geschäften der Frau Generalin einige nothwendige und höchst wichtige Mittheilungen zu machen habe.

Diese, auf's Aeußerste erstaunt über eine solche Meldung, suchte eilends ihre noch etwas wüste Morgentoilette zu arrangiren, griff nach diesem und jenem Stücke und in ihrer großen Erregung häufig nach dem verkehrten, trat sodann, als sie endlich Alles in leidlichem Stande wähnte, in das Empfangszimmer, woselbst ihrer der Oberhofmarschall voll Ungeduld harrte.

Nach unzähligen Entschuldigungen wegen unangemessener Zeit, die mit eben so vielen wegen unangemessener Toilette erwiedert wurden, kam man endlich so weit zur Ruhe, daß man sich einander gegenüber

niederließ. Sodann setzte die Generalin in sichtbarer Aufregung das Gespräch mit den Worten fort: „Ich hoffe, es wird keine unangenehme Angelegenheit sein, welche mir die Ehre dieses so frühen geschäftlichen Besuches Ew. Excellenz verschafft?“

„Ah, meine Gnädigste, was denken Sie von mir? Mit einer unangenehmen Angelegenheit würde ich gewiß nicht so geeilt haben, denn eine solche erfährt man immer noch früh genug. Schon aus diesem Umstande dürfen Sie mit vollem Recht schließen, daß ich nur der Ueberbringer erfreulicher Nachrichten sein kann.“ Aufmerksam horchte die Generalin auf, als der Oberhofmarschall fortfuhr: „Da ich Sie, gnädigste Frau, von der Freundschaft und Zuneigung, welche ich zu Ihnen und Ihrer Familie stets gehegt und die ich schon verschiedentlich durch die That an den Tag gelegt zu haben glaube, vollkommen überzeugt halten darf, erscheint es mir auch diesmal für meine Schuldigkeit, Sie auf der Stelle von einer soeben getroffenen Verfügung Sr. Majestät in Kenntniß setzen zu müssen, die für Sie, meine Gnädigste, wie ich vermeine, ebensoviel Ehrenvolles als Erfreuliches enthalten wird.“

Die an Gestalt kleine, aber was äußeren Umfang anbetraf, sehr corpulente Dame zuckte sichtbar, sobald vom Könige die Rede war, in ihrem Fauteuil zusammen, das zum Kopfe drängende Blut färbte ihre sonst bleichen Wangen tiefroth und die kleinen grauen Augen wurden leuchtender. Dann erwiderte sie fast ungeduldigen Tones: „Wenn es eine Angelegenheit solcher Art ist, so spannen Ew. Excellenz, ich bitte dringend darum, mich nicht weiter dadurch auf die Folter, daß Sie mir die Mittheilung derselben noch länger vorenthalten.“

Der Oberhofmarschall entledigte sich seines königlichen Auftrages, verschwieg jedoch natürlich, was der König in Beziehung auf die Generalin selbst angeordnet hatte, und wodurch dieselbe nur als eine überflüssige und mehr lästige und hindernde Persönlichkeit hingestellt ward.

Kaum hatte der Oberhofmarschall seine Mittheilung beendet, so schnellte die Dame aus ihrem Fauteuil in die Höhe, sank dann in einem tiefen Complimente langsam in sich zusammen, erhob sich ebenso langsam wieder und bat hierauf, Sr. Majestät ihrer und ihrer Tochter unterthänigste Devotion zu versichern, sowie nicht minder, daß sie beide die ihnen zugedachte hohe Ehre in

tiefster Ergebenheit zu schätzen wissen und den Allerhöchsten Befehlen gemäß erscheinen würden.

„Gefiele es meiner Gnädigsten nicht, Dero Frau Tochter gleichfalls rufen zu lassen, damit ich Gelegenheit fände, die königliche Einladung derselben persönlich zu wiederholen?" fragten Se. Excellenz mit einem süßen Lächeln.

Die kluge, in allen Angelegenheiten des Hofes höchst erfahrene Frau ward sichtbar durch dieses Ansinnen aus dem Nebel der ersten Ueberraschung herausgerissen und auf das Feld der Wirklichkeit, wo alle Dinge sich ohne Täuschung, wie sie sind, darstellen, zurückversetzt. Sie faßte sich jedoch schnell und nach kurzem Zögern, das für den Dritten kaum etwas Auffälliges haben konnte, erwiderte sie, wie sie unendlich bedauern müsse, daß ihre Tochter vor kaum einer Viertelstunde das Haus verlassen! Es bedürfe derselben übrigens auch weiter nicht, denn sie selbst verbürge sich dafür, daß den Befehlen Sr. Majestät Seitens ihrer Tochter unmangelhaft nachgelebt werden würde.

So unbefangenen Tones die Dame diese Mittheilung machte, so gab sie doch dem welterfahrenen Oberhofmarschall dadurch sofort den klaren und nüchternen Be-

weis, daß sie keineswegs zu den Personen gehörig zu betrachten sei, die man sehr leicht und ohne Weiteres bei Seite schieben könne, daß man vielmehr bei Allerhöchsten Wünschen nur an sie sich zu halten haben werde.

Etwas gezwungen lächelnd, erhob sich der Oberhofmarschall von seinem Sitze und empfahl sich mit der Aussicht des abendlichen Wiedersehens, und die Generalin, äußerlich jetzt ruhig und kalt, gab ihm bis an die Thür des Salons das Geleite. Kaum aber war diese geschlossen, als sie auch schon hastig zum Glockenzuge eilte.

„Ich lasse die Frau Baronin von Wallmoden ersuchen, unverweilt bei mir erscheinen zu wollen," rief sie den kaum im Salon erschienenen Diener zu, „einerlei, in welcher Toilette sie sich auch befinde!" Die dem Oberhofmarschall bezüglich der Abwesenheit ihrer Tochter vorhin gemachte Mittheilung war also eine leere Ausflucht gewesen.

Schon nach wenigen Minuten trat die Baronin von Wallmoden bei der Generalin ein. Ueber das reizende Antlitz der jungen Frau, in dem sich sonst nur Lebenslust, Arglosigkeit und Frohsinn abspiegelten, hatte sich, in Folge der ungewöhnlichen Citation, der Zug der

ängstlichen Verwunderung und eines leichten Schreckens gelegt, und fast besorgt klang es von ihren Lippen:

„Mein Gott, Mama, was ist vorgegangen, daß Sie —"

Aber noch bevor sie ihre Rede beendigen konnte, hatte die Mutter schon ihre Hand erfaßt, und in höchster Aufregung sprach diese fast stammelnd die Worte: „Kind, Dein Glück ist gemacht!"

„Wie das, Mama! Wird Wallmoden etwa Präsident?"

„Himmel, Du bist und bleibst ein Kind! Wer denkt an Wallmoden!"

„Was kann es denn sonst sein? Sie quälen mich! Reden Sie, Mama, ich bitte darum!"

„Nun so vernimm und staune! So eben verläßt mich der Oberhofmarschall, der uns beide auf heute Abend zu Sr. Majestät eingeladen hat, und Du, denk' nur, Du bist als Theilnehmerin an der Spielpartie des Königs auserkoren!"

Die junge Frau, die wohl etwas ganz Anderes erwartet haben mochte, warf einen erstaunten Blick auf die aufgeregte Mutter. Dann meinte sie arglos lächelnd: „Wenn das alles Glück ist, Mama, so läßt sich dasselbe leicht

ertragen. Mir kommt eine solche Einladung für heute sogar etwas ungelegen, und ich wünschte, Sie hätten sich unter irgend einem Vorwande davon los zu machen gesucht. Sie werden wissen, daß heut Wallmoden's Geburtstag ist, und ich habe ihm fest versprochen, diesen Abend mit ihm in Coldingen zu verleben!"

„Ich bitte Dich, Kind, wie kannst Du nur so reden! Wallmoden und Se. Majestät der König! Der Vergleich giebt von selbst die Wahl!"

„Wir sind allerdings Unterthanen Sr. Majestät und ihm daher Gehorsam schuldig, aber Wallmoden ist mein Gatte, Mama, und meine nächsten Pflichten gelten daher ihm!" sprach die Tochter arglos.

Derartige Aeußerungen konnten nur gegen die Ansichten und Grundsätze der Generalin gehen. Doch sah sie sehr wohl ein, daß sie, bei Verfolgung ihrer Pläne, die mit den Absichten des Königs in der Hauptsache ziemlich genau übereinstimmen mochten, etwas vorsichtig verfahren müsse, jedenfalls dieselben nicht ohne Weiteres der Tochter gegenüber kund geben dürfe. „Aber bedenke nur, Amalie," sprach sie darum, ihrem Antlitz einen gar ernsten Ausdruck gebend, „bedenke doch, wie sehr übel Se. Majestät die Nichterfüllung seines Wun=

sches vermerken müßten. Nein, nein, Kind, Du darfst nicht die geringsten Schwierigkeiten gegen die Einladung erheben! Der König fühlt sich sehr leicht verletzt, Du weißt es, und vergiebt und vergißt so bald nicht, und Dein Nichterscheinen würde ihn verletzen, und Du könntest Deinem Gatten dadurch, daß Du bei ihm und nicht in Herrenhausen Deinen heutigen Abend verbringen würdest, vielleicht einen sehr schlechten Dienst erweisen. Denn wer weiß, ob der König, durch Deine Ablehnung verletzt, nicht allein Dir, sondern auch Wallmoden seine Empfindlichkeit dereinst fühlen läßt. Ja, ja, Kind, lächle nicht so ungläubig, Du kennst den König nicht! Dein Nichterscheinen in Herrenhausen heut Abend kann in der That auf Wallmoden's Carrière von üblem Einfluß sein. Und Wallmoden ist allein auf seine Stellung angewiesen — Du weißt es — Vermögen besitzt er so wenig, wie wir — er muß Carrière machen, und Du kannst für ihn und Eure Zukunft nicht besser sorgen, als Sr. Majestät zu Willen zu sein. Und wie leicht, sind wir erst in Herrenhausen erschienen, könnte sich für Dich einmal die Gelegenheit bieten, im Interesse Wallmoden's beim Könige zu wirken! Derselbe würde eine am rechten Orte und zur rechten Stunde vor=

gebrachte Bitte Dir gewiß nicht abschlagen! Und Du wolltest Alles leichtsinnig auf's Spiel setzen, Kind, nur um — um mit Wallmoden den heutigen Abend in ländlicher Stille in Coldingen zu verleben!! Fast möchte ich lachen, Kind, hätte die Angelegenheit nicht eine so ernste Seite!"

Die junge Baronin, die in ihrer Unschuld sich nur an die nächste Bedeutung der Worte ihrer Mutter hielt, und keine Ahnung von weiterliegenden verschleierten Absichten derselben hatte, mochte wohl etwas Wahres in der Rede der Generalin finden, denn nach kurzem Besinnen meinte sie: „Nun, ja, Mama, Sie mögen Recht haben! Dennoch ist es mir unmöglich, in Herrenhausen zu erscheinen! Sie wissen selbst, daß meine Toilette dazu nicht eingerichtet ist. Ich kann doch nicht nochmals in derselben Robe erscheinen, in der der König mich bereits zweimal gesehen hat?"

Doch die Mutter versprach, aller Schwierigkeiten ungeachtet, auch diese Angelegenheit zu ordnen, und die Tochter, in der Ueberzeugung, im Interesse ihres Gemahls und ihres erst einjährigen Knaben zu sorgen, fügte sich endlich. Sie fuhr an demselben Abend nicht

nach Coldingen zu ihrem Gemahl, sondern nach Herrenhausen und — ihr Geschick war damit entschieden.

Wenngleich der spätere Lebensgang der Baronin von Wallmoden dem Glauben kaum Raum giebt, daß sie sorg- und achtlos und ohne den geringsten Gedanken an die Zukunft vor der dunkeln Pforte gestanden, die sie überschreiten sollte, so war dies dennoch der Fall. Aber mit demselben sorglosen und leichten Sinn gefiel sie sich dann auch in ihrer späteren Stellung, und indem sie ihr Herz nur an den äußeren Glanz derselben hing, schaffte ihr deren Unwürdigkeit wohl kaum weitere Sorgen. Leichtlebig, nur zum Genuß der Freuden der Gesellschaft einer durch und durch verderbten Zeit geschaffen, bestand in dem Ergreifen des Augenblicks ihr ganzes Leben. Doch muß man auf der anderen Seite auch wieder anerkennen, daß die düsteren im menschlichen Herzen arbeitenden Elemente, Haß, Rache und boshafte Intrigue sich nie dauernd mit ihrem Gifte in der Baronin leichtem Sinne, der nur Freude und Lust um sich sehen wollte, festsetzen konnte. Schon aus diesem Grunde that sie Niemandem Böses, wohl aber Manchem unendlich viel Gutes an.

Der intime Kreis des Königs sammelte sich, wie immer, zur bestimmten abendlichen Stunde in den Gemächern des Schlosses. Der Oberhofmarschall, der wohl schweigen, aber auch das Reden nicht gut lassen konnte, hatte schon verschiedenen Damen der Gesellschaft ganz geheim in's Ohr geraunt, daß man heute Abend etwas Außerordentliches erleben werde, war dann aber allen weiteren Nachforschungen dieserhalb pflichtschuldigst ausgewichen. Das Gerücht war bald allgemein verbreitet, und Erwartung und Neugierde der Gesellschaft wurden dadurch auf's Höchste gespannt.

Der König betrat den Salon und sprach wie gewöhnlich, mit jedem der Anwesenden einige Worte. Als sodann verkündet ward, daß die Spieltische arrangirt seien, näherte der König sich der jungen Frau von Wallmoden und bat sie, ihm für heute Abend das Vergnügen zu gönnen, an seiner eigenen Partie Theil zu nehmen. Unter leichtem Erröthen verneigte sich die Baronin, und Georg II. führte sie darauf selbst in das Cabinet, in welchem für ihn und die Auserkorenen Alles zum Spiel bereit war. Allgemeines Erstaunen! Also das war's, was der Oberhofmarschall vorhin schon so geheimnißvoll angedeutet hatte! An der Partie des

Königs hatten bisher nur ältere Damen des ältesten Adels und höchsten Ranges Theil genommen, und die ungewöhnliche Bevorzugung einer jungen Schönheit, die dazu keineswegs aus einem der ersten Geschlechter des Kurfürstenthums entsprossen, mußte daher durchaus ihre besonderen Motive haben, und die Gesellschaft glaubte bald genug, dieselben ergründet zu haben.

Der König war an jenem Abend ein Muster von Liebenswürdigkeit und Galanterie gegen die neue und schöne Gegnerin. Das damals so sehr beliebte Commercespiel war es, das man spielte. Mit allen Rücksichten des feinsten Anstandes verlor der König ein Goldstück nach dem andern an die Baronin und versicherte endlich einsehen zu müssen, daß die sonst weltbeherrschende Fortuna nichts gegen die Schönheit vermöge, und beim Schlusse der Soirée verlangte der König von seiner Besiegerin nur das, was jeder Ueberwundene fordern darf — Revanche für den nächsten Abend! Sie ward gewährt, von Neuem erbeten und — wieder gewährt, und Frau von Wallmoden ward auf diese Art bald beständige Theilnehmerin an der königlichen Spielpartie. Auch bei anderen Gelegenheiten erschien sie bald als die bevorzugteste Dame des Hofes. Bei einer großen Revue,

welche auf der Stöckener Haide hinter Herrenhausen abgehalten und mit einem königlichen Festmahl in einem besonders dazu hergerichteten kostbaren Zelte beschlossen wurde, glänzte die schöne Frau von Wallmoden an der Seite Georgs II., und als im Jagdschlosse zur Göhrde die großen jährlichen Jagden stattfanden, denen sich Abends regelmäßig Feste anschlossen, an welchen die Damen Theil nahmen, war es wiederum die Baronin, welche der König vorzugsweise auszeichnete.

Diese und andere Erscheinungen ließen denn auch bald keinen Zweifel mehr aufkommen, in welches Verhältniß die junge Frau von Wallmoden zum Könige von England getreten sei, und wenngleich dem Gemahl der Baronin durch Ertheilung ehrender und vortheilhafter Aufträge, die ihn zugleich aber auch dem Hofe fern halten mußten, ein vollständiger Ueberblick der Verhältnisse vorläufig entzogen ward, so konnten dieselben ihm dennoch nicht lange ein Geheimniß bleiben. Dafür sorgten schon die gefälligen und liebenswürdigen, bei derartigen Anlässen nie unthätigen guten Freunde. Er wandte sich deshalb vom Auslande aus mit der dringenden Bitte um Aufklärung an die Mutter seiner Gemahlin. Doch diese, die die Annäherung des Königs vom ersten Augen-

blicke an begünstigt hatte und bereits die Zwischenträgerin bei dem Monarchen und ihrer Tochter geworden war, wies jede gewünschte Aufklärung schroff zurück und machte den Riß zwischen dem Baron und seiner Gemahlin absichtlich zu einem unheilbaren. Der Baron raste und gelobte an der ungetreuen Gattin Rache nehmen zu wollen, fügte sich aber dennoch sehr bald in das Geschick, bei der Concurrenz mit einem Könige um den Preis ein und desselben Herzens besiegt zu sein, als der König durch Verleihung einer höheren Stellung, fern von Hannover, für Linderung des Seelenschmerzes des betrogenen Barons das rechte Mittel gefunden hatte.

Das ceremonielle, rücksichtsvolle, aber doch stets kalte und abgemessene Betragen ihrer übrigen Familie und des Adels mußte Frau von Wallmoden bald genugsam Beweis sein, daß ihre Stellung jenen gegenüber, eine andere geworden. Sie mag sich hierüber vielleicht anfänglich unglücklich gefühlt und manche Thräne geweint haben, allein ganz ihrem Charakter gemäß, beschloß sie bald, nicht über einmal Geschehenes zu verzweifeln, sondern ihre Lage nun auch vollständig zu Lust, Vergnügen und äußerem Glanze zu benutzen. Der König reichte ihr zu Allem die Hand und versicherte beständig, nicht glück-

licher zu sein, als jeden von ihr nur geäußerten Wunsch auf der Stelle zu befriedigen, und so glich sich sehr bald in dem Gemüthe der schönen Frau Verlorenes mit Wiedergefundenem aus. Auf die Laune des Königs übte das Verhältniß den wohlthätigsten Einfluß. Leutseligkeit und Liebenswürdigkeit waren ohne Ende, ja der strenge Pedant vergaß häufig sogar seine so penibel beobachtete Tagesordnung und warf Zeiten und Geschäfte durcheinander. So ereignete es sich mehrfach, daß er in den schattigen Gängen des Herrenhauser Parks mit seiner Geliebten in einer Stunde lustwandelte, die für das Dejeuner angesetzt war oder Audienzen in der für das Diner bestimmten Zeit ertheilte und dergleichen mehr.

Der Monarch erschien wie umgewandelt.

Während also der König in Lust und Vergnügen schwärmte und in Herrenhausen seines Thrones in England fast vergessen zu haben schien, hatte sich dort in die eigentliche Leitung der Regierung der Minister Walpole mit der Königin Caroline getheilt.

Man braucht nur das Portrait dieser hohen Frau anzusehen, um sofort überzeugt zu sein, daß ihr Antheil

bei jenem Geschäfte keineswegs ein geringer sein konnte. Ihre hohe, wohlgebaute Gestalt zeigt in allen Theilen Gesundheit und das schönste Ebenmaß der Form. Unter der die Denkerin verrathenden breiten Stirn bemerkt man dunkle Augen, aus denen ein ruhiges Feuer strahlt. Das feine und edle griechische Profil wird nur durch um ein wenig hervortretende Lippen unterbrochen, die sofort auf Selbstständigkeit, Energie und Entschlossenheit hindeuten.

Die Königin Caroline, damals in ihrem zweiundfunfzigsten Jahre stehend, war eine geborne Prinzessin des Markgräflich Anspach'schen Hauses. Bereits in ihrer frühen Kindheit hatte sie die Eltern verloren und war deshalb der Obhut entfernter Verwandten anvertraut. Sehr bald schon gab das kluge und höchst begabte Kind Beweise einer in ihm wohnenden Selbstständigkeit. Die Art und Weise seiner Erziehung stimmte keineswegs überein mit dem, was der eigene und gesunde Sinn als Ideal künftiger Wünsche erkannte und festhielt. Die kleine Prinzessin gab dies anfänglich zu erkennen, schwieg aber später wohlweislich, als sie einsah, daß es ihr nimmer gelingen werde, die erbärmlichen, freilich ganz dem damaligen Zeitgeiste angepaßten Ansichten

ihrer Erzieher mit Erfolg zu bekämpfen, die sich höchlichst entsetzten, daß ein zwölfjähriges Kind besser wissen wolle, was einer wohlerzogenen Prinzessin des achtzehnten Jahrhunderts gezieme, als sie selbst und die ganze übrige Hofsippe. Die Prinzessin fügte sich anscheinend, hütete sich aber sehr wohl, die Ansichten der Erzieher zu ihren eigenen zu machen. Schon früh ward ihr dadurch die Gelegenheit geboten, sich in äußerer Verstellung und Zurückhaltung zu üben, und sonderbarer Weise führte sie ihr späterer Lebensgang beständig in Lagen, die sie zwangen, diese beiden Grundzüge ihres Charakters zur Geltung bringen zu müssen.

Am zweiten September 1705 vermählte sich die damals zweiundzwanzigjährige Prinzessin mit dem Kurprinzen von Hannover. Sie ward sehr bald die Zierde des dortigen Hofes und der Liebling der Kurfürstin Sophie, deren Verhältniß zu Leibnitz auch für die junge Frau von höchster Bedeutung ward. Sie gewann daraus Interesse für Alles, was eine höhere geistige Bedeutung hatte, so wie nicht minder eine tiefere Einsicht in die großen Grundgesetze, nach welchen Völker und Staaten im Innern und nach außen hin allein zu Glück und Bestand gelangen können.

Der Kurprinz stand mit seinem Vater keineswegs auf dem besten Fuße, und dies unglückliche Verhältniß löste sich erst im Jahre 1720 in England. Die junge Fürstin sah bald ein, daß dabei wenig zu vermitteln sein würde und entschloß sich daher, statt den Baum auf beiden Schultern zu tragen, es offen und ohne Rückhalt mit dem zu halten, an welchen einmal ihr Geschick sie geknüpft hatte. Sie brach daher mit Jedem, der sich ihrem Gemahl feindlich gesinnt zeigte. Auf diesen selbst, der ihre geistigen Vorzüge sehr wohl anerkannte, wußte sie dann wiederum so einzuwirken, daß das gespannte Verhältniß wenigstens nie zum offenen Bruch zwischen Vater und Sohn führte.

Georg, dem die Gemahlin, bei der Zartheit, mit der sie ihn zu leiten wußte, ihre Ueberlegenheit niemals fühlen ließ, und der von Tage zu Tage mehr einsah, wie treu und fest sie zu ihm stand, ward bald ihr aufrichtigster Verehrer, und aus dieser Verehrung entwickelte sich weiter das Gefühl der größten Achtung und einer wahren innigen Zuneigung. Denn wenn der Fürst auch später, dem Geiste der Zeit gemäß, manche Liaison anknüpfte — die damaligen Monarchen, von dem großen Versailler Meister belehrt, hielten solche Verhältnisse ja

nothwendig zu einer fürstlichen Hofhaltung — seine wahre Herzensneigung hat allein seiner Gemahlin, seiner geliebten Caroline gehört, wobei man jedoch nicht vergessen darf, daß der Ausdruck eines solchen Gefühls bei einem Pedanten, wie Georg II., sich anders offenbaren mußte, als bei einem jugendlichen, excentrischen Idealisten.

König Georg I. starb im Jahre 1727, und sein Sohn bestieg als Georg II. den englischen Thron. Die Herrschaft, welche die nunmehrige Königin über ihren Gemahl bisher nur im eigenen Hause hatte ausüben können, gewann jetzt einen weiteren Gesichtskreis und eine ganz andere Bedeutung. Denn der hohe Geist und entschlossene Sinn der Königin erkannte bald, daß sie ihren bisherigen Einfluß auf ihren Gemahl im eigenen Interesse desselben auch jetzt nicht aufgeben dürfe, daß sie im Gegentheil solchen Einfluß noch zu erhöhen suchen müsse. Doch konnte dies nur mit der höchsten Vorsicht ausgeführt werden; denn der pedantisch-hartnäckige Charakter des Königs, dessen schon mehrfach gedacht ist, hatte sich mittlerweile gleichfalls vollkommen ausgebildet, und der Monarch würde es höchst übel vermerkt haben, wenn die Königin versucht haben würde, gegen seine

feste Ueberzeugung, als Regent Alles selbst anordnen zu müssen und Niemandem irgend einen selbstständigen Antheil an den Geschäften der Regierung zu gestatten, offen sich auszusprechen. Es galt daher, wiederum zu der gewohnten Verstellung die Zuflucht zu nehmen. Bei Berathungen begann die Königin daher häufig geradezu mit dem Gegentheil von dem, was sie eben durchzusetzen beabsichtigte, wußte dann aber auch in fortschreitender Verhandlung, auf den weitesten Umwegen, den König stets dahin zu bringen, daß er das von ihr Beabsichtigte als völlig seinen Intentionen gemäß, ja als seinen eigenen ursprünglichen Gedanken auszusprechen sich veranlaßt fühlte. Die Königin mußte ferner, da der Einfluß eines Königs von England auf Geschäfte und Politik, der dortigen Verfassung gemäß, nur ein verhältnißmäßig unbedeutender, sich zunächst mit dem ersten Minister verständigen, um wiederum durch diesen ihre Absichten in Staatsangelegenheiten zur Geltung bringen zu können. Glücklicherweise hatte sie in Sir Robert Walpole den Mann gefunden, der ihr an Charakter und Geist völlig ebenbürtig war. Sie wurden enge Verbündete und Zeitgenossen, denen es nicht entging, auf welche Weise jene im innigsten Ein-

verständnisse den Monarchen zu leiten wußten, erzählen uns davon in ihren Memoiren die ergötzlichsten Dinge. Obgleich der König, seiner Meinung nach, in seinen Entschlüssen sich nimmer beeinflussen ließ, so besprach er nichtsdestoweniger alle politischen Angelegenheiten zunächst mit seiner Gemahlin und dem Minister. In den Conferenzen zeigte sich die Königin anfangs in der Regel als stumme Zuhörerin. Ward sie sodann um ihre Meinung gefragt, so wandte sie gewöhnlich ein, von Staatsangelegenheiten und Politik zu wenig zu verstehen, um eine Meinung äußern zu dürfen. Desto eifriger bat der König sie darum, und sie hielt sodann nicht länger damit zurück. War sie dabei mit sich nicht einig, welche Antwort sie auf eine aufgeworfene Frage des Königs am passendsten zu geben, ob sie einer von ihm geäußerten Ansicht zu widersprechen, oder besser derselben beizupflichten habe, so warf sie nur einen flüchtigen Blick auf den Minister, welcher dann eine für jeden Dritten vollkommen unverfängliche Bewegung machte, vielleicht die Tresse seines Hutes einer sehr genauen Betrachtung unterzog, den Busenstreif in Ordnung brachte, sein Taschentuch hervorzog oder ein anderes derartiges gleichgültig scheinendes Manöver

vornahm. Allein jedes derselben hatte seine Bedeutung, und die Königin richtete in derartigen Fällen ihre Entgegnungen und Meinungen genau nach jenen Manövern ein. Sie widerstritt, pflichtete bei, brachte Neues vor — Alles den verabredeten Zeichen gemäß. Die vorsichtigen Verbündeten hatten nämlich für solche und und ähnliche Fälle eine vollständige Zeichensprache verabredet, um durch kein unvorsichtiges Wort ihre eigentlichen Absichten zu verrathen.

Mit derselben Klugheit benahm die Königin sich gegen ihren Herrn und Gemahl in allen ihr häusliches Verhältniß betreffenden Angelegenheiten. Mit der größten Sanftmuth und ohne jemals Widerspruch oder nur die geringste Unzufriedenheit zu äußern, ertrug sie die vielen Eigenheiten und Wunderlichkeiten des Gatten, die sich von Jahr zu Jahr vermehrten. Auch darin gab sie der Mode und Etikette nach, daß sie die Liaisons ihres Gemahls, als zu dessen Stellung gehörig, gar nicht zu bemerken schien -- obgleich sie anfangs dieserhalb schwer gelitten und gewiß nicht leichten Herzens auf ein idyllisches häusliches Familienglück Verzicht geleistet haben mag. Sie ward ihrem Gemahl nie durch Eifersucht und Unzufriedenheit lästig; stets zeigte sie ihm

dasselbe ruhige sanfte Antlitz, stets war ihr Benehmen gegen ihn gleich rücksichtsvoll, und stets schien sie sich ihm in allem gern unterzuordnen. Ein solcher Charakter mußte daher wohl auch, bei aller übrigen Abgeschlossenheit des Königs, Anerkennung und die höchste Achtung finden, und er fand sie in der That zu aller Zeit und in hohem Grade. Mit der Gemahlin täglich im intimsten Verkehr zu stehen, war für den König nach und nach zur Nothwendigkeit geworden, und war er zeitweise durch Reisen von ihr getrennt, so begann er sofort einen regelmäßigen brieflichen Verkehr, um den fehlenden mündlichen zu ersetzen. So sandte der König auch diesmal von Hannover aus umfangreiche Briefe, förmliche Tagebücher, nicht selten — nach der Versicherung Gleichzeitiger — dreißig bis vierzig Bogen enthaltend, nach London. Es blieb dabei nichts auf dem Herzen des Königs — selbst darin zeigte er die gewohnte pedantische Genauigkeit — und so meldete denn auch der wunderliche Mann im Spätsommer des Jahres seiner Gemahlin das neue Glück, welches er in Herrenhausen gefunden habe und bat sie, seine geliebte Caroline! die ja an Allem, was ihn betraf, den wärmsten Antheil nehme, sich dieses Glückes — mit ihm zu freuen!

Die Königin Caroline stand an einem Spätsommermorgen, die gerade in dem feuchten England so reizend sind, vor einem der Fenster ihres Schlosses zu Kensington und sah hinab auf die wundervollen Rasenflächen des Parkes, die von reichlichem Thau getränkt in den Strahlen der Morgensonne hell glänzten und schillerten. Die hohe Frau erfreute sich des schönen Laubes und der dunkeln Waldpartien, aus denen, in weiterer Entfernung, bisweilen die Hirsche und Rehe des Gehäges hervortraten, um die liebliche Landschaft noch mehr durch ihr munteres Treiben zu verschönern. Im Hofe des Schlosses war Alles in Bewegung, indem die Anstalten zur Rückreise der Königin nach London getroffen wurden, und bereits Tags zuvor war der Minister Sir Robert Walpole im Schlosse zu Kensington angekommen, um die Königin auf der Reise zu begleiten.

Die erste Staatsdame der Königin, Marquise von Winchester, betrat das Gemach, in dem jene weilte und überreichte einen Brief des Königs, der soeben durch eine Estafette überbracht worden war. Die Königin, gewohnt, von ihrem Gemahl stets umfangreiche Packete zu empfangen, warf einen Blick, in dem fast etwas wie Schrecken lag, auf das Couvert des zarten Briefes, so-

fort überzeugt, daß ein solcher Brief jedenfalls außerordentliche Nachrichten enthalten müsse. Es war jener merkwürdige Brief Georgs II. aus Herrenhausen, dessen wir bereits gedacht haben.

Rasch erbrach die Königin das Couvert. Bei der Lectüre des Briefes schoß anfangs eine tiefe Röthe in ihr Antlitz und ihre flammenden Augen blickten zornig auf die Zeilen nieder — dann sank die den Brief haltende Hand in ihren Schooß hinab und mit einem bitteren Lächeln schüttelte sie ihr schönes Haupt ein paar Mal langsam hin und wieder, stützte es dann mit der Linken und starrte sprachlos, aber offenbar tief bewegt, auf eine Stelle hin.

Erstaunt, fast bestürzt, betrachtete die Marquise von Winchester die Königin und wagte nach einer Pause das anhaltende und erschreckende Schweigen derselben mit der Frage zu unterbrechen: „Hätten Majestät mir keine Befehle weiter zu ertheilen — Majestät scheinen unwohl!“

Rasch blickte die Königin auf und mit der Hand leicht über die Stirn fahrend, sprach sie: „Ach, meine liebe Marquise, verzeihen Sie! Der Brief, den Sie mir soeben überbracht, hat mich in der That überrascht, und Sie würden mich zu Dank verpflichten, wenn Sie

Sir Robert Walpole sofort zu mir bescheiden wollten. Ich wünsche mich des Briefes halber sofort mit dem Minister zu benehmen."

Die Marquise ging, und einige Minuten später betrat Sir Robert Walpole das Gemach der Königin: „Majestät haben mich sofort zu sprechen verlangt!" sprach er, sich voll Ehrfurcht verneigend.

„Sir Robert, les't diesen Brief, den ich soeben von meinem Gemahl aus Herrenhausen empfangen habe, les't, ich bitte Euch!" und die Königin überreichte ihm den Brief.

Der Minister las — stutzte, warf dann einen fragenden Blick auf die Königin, die wiederum sinnend auf ein und denselben Fleck schaute, und sah dann schärfer auf die Zeilen nieder, gleichsam, als ob er seinen Augen nicht trauen dürfe. Nachdem er sodann die Lectüre beendet, gab er den Brief mit einem kaum unterdrückten Lächeln zurück. Dann sprach er ernster: „Allerdings eine etwas — eigenthümliche Mittheilung! Majestät scheinen darüber bewegt! Eine neue Liaison, leicht angeknüpft, leicht gelös't! Was mehr! Ein zartes Verhältniß, wie Majestät dasselbe bei Allerhöchst Ihrem Ge-

mahl begonnen und beendigt zu sehen schon öfterer Gelegenheit gehabt haben!"

„Ihr mögt Recht haben, Sir Robert, und ich weiß es selbst kaum, was mich dabei so aufregt! Vielleicht ist es nur der Zorn, daß ein Gemahl seiner Gemahlin eine solche Mittheilung überhaupt zu machen wagt!"

„Das ist auch das einzige Außerordentliche bei der ganzen Angelegenheit! An und für sich halte ich diese neue Liaison des Königs für nichts weniger, als beachtenswerth. Mit dem Verlassen Herrenhausens erreicht dieselbe von selbst schon ihr Ende, und Majestät können überzeugt sein, daß durch dieses Verhältniß die alte Liebe und wahre Zuneigung des Königs zu Ihnen nimmer gefährdet werden kann! Schon gefährlicher würde es sein, wenn dasselbe sich hier in England angesponnen."

„Ich möchte Euch beipflichten, Sir Robert! Und dennoch will eine ahnungsvolle Stimme in meinem Innern mir wiederum das Gegentheil zurufen."

„Geben Majestät doch solchen Befürchtungen in Ihrem Gemüthe nimmer Raum, ich bitte Sie!"

Die Königin blickte gedankenvoll durch das Fenster auf die Anlagen des Parkes, und der Minister fuhr fort:

„Sind Majestät indeß in der That des Verhältnisses halber in Sorgen, so lassen Sie uns dasselbe sofort selbst beendigen, indem wir den König veranlassen, nach London zurückzukehren. Der schöne Liebestraum in Herrenhausen endigt damit.“

„Ja, ja, Sir Robert,“ sprach die Königin rasch aufblickend, „in der That ein guter Vorschlag. Aber,“ fuhr sie verzagter fort, „werden wir über meinen Gemahl, dessen eigensinnigen Charakter Ihr ja genugsam kennt, dies vermögen? Er scheint, dem Briefe nach, sehr gefesselt zu sein.“

„Wir vermögen es! Ueberlassen das Majestät nur mir! Schaffen sich Majestät jetzt aber auch keine Sorgen mehr! Kommen Sie! Schnelle Veränderung Ihrer Umgebungen wird Ihre Stimmung verbessern, und Ihre Aufgeregtheit und all' die finsteren Gedanken entfernen. Die Wagen zur Fahrt nach London stehen bereit — verzögern wir die Abreise nicht länger! Auf dem Wege bereden wir das Nöthige und schon in wenigen Wochen wird Seine Majestät im St. James-Paläste seiner erlauchten Gemahlin die Versicherung der stets gehegten liebevollen Gesinnungen geben, mein Wort darauf!“

„Meint Ihr, Sir Robert?“

„Wenn ich für alle politischen Pläne einen so gewissen Ausgang versprechen könnte, wie für diese meine Zusage, so bliebe ich gewiß bis an mein Ende Minister und Rathgeber Eurer Majestäten!"

„Nun denn, auf nach London!"

Die Abreise erfolgte noch in derselben Stunde. Die weiteren Verabredungen auf dem Wege nach London ebensowohl, wie der tägliche gewohnte Umgang, welchen die Königin nach ihrer Rückkehr in die Hauptstadt mit den berühmtesten, geistvollsten Männern jener Zeit, mit Pope, Lord Chesterfield, den beiden Herway's, Churchill u. A. sofort wieder anknüpfte, schienen sie in der That nach und nach völlig zu beruhigen, und Niemand würde einen Unterschied in ihrem äußern Verhalten gegen frühere Zeiten bemerkt haben.

Vielleicht acht bis zehn Tage nach diesen Ereignissen wandelte der König Georg II. mit seiner geliebten Baronin Wallmoden zu ungewöhnlich später Abendzeit in den einsamsten Partien des Herrenhauser Gartens. Schon beim Diner schien der König sehr verstimmt, und auch jetzt bei diesem Gange und in dieser Gesellschaft, welche ihn sonst immer zum heitersten Frohsinn

angeregt, blieb der Monarch stumm und verschlossen. So oft seine geliebte Amalie ihn auch auf dies oder jenes aufmerksam machte — er antwortete entweder gar nicht, oder nur mit einem offenbar theilnahmlosen Ja oder Nein.

„Ew. Majestät scheinen mit wichtigen Staatsangelegenheiten beschäftigt. Falle ich etwa lästig, so gestatten Majestät, daß ich in's Schloß zurückkehre.“

„Ach, meine beste Baronin, verzeihen Sie meine Unachtsamkeit,“ sprach der König, mit einem zärtlichen Blick auf die Geliebte, „ich bin allerdings beschäftigt!“

„So erlauben Majestät, daß ich mich entferne.“

„Nicht doch, nicht doch,“ rief der König rasch, „so ist es nicht gemeint! Bleiben Sie, Amalie, ich habe Ihnen eine Mittheilung zu machen, zu deren Eröffnung ich bislang die passenden Worte nicht finden konnte. Sie kommen mir zu Hülfe, und ich werde nicht länger zurückhalten.“

„Majestät machen mich begierig! Majestät werden mir doch nicht Allerhöchstdero Huld und Gnade entziehen wollen?“ sprach die Baronin mit einem sanften Lächeln.

„Meine Gnade und meine Liebe niemals. Amalie, leider aber auf längere Zeit meine Gegenwart!“

Die Baronin erblaßte. Bislang hatte die leichtherzige Frau wohl kaum daran gedacht, welch Schicksal ihrer harre, wenn der König sie dereinst verlassen werde. Jetzt mit einem Male mochte wohl ein solcher Gedanke in ihr aufsteigen und seine volle Gewalt auf sie ausüben. Mit bewegter Stimme bat sie den König, gestatten zu wollen, daß sie sich für einige Augenblicke auf einer der nächststehenden Bänke niederlasse.

Der König führte die Baronin zu der Bank und nahm sodann neben der Dame seines Herzens Platz. „Vernehmen Sie,“ begann er nach einer kleinen Pause, „vernehmen Sie die Gründe, welche mich zur Abreise zwingen. Der Courier von heute Morgen hat wichtige Neuigkeiten überbracht. Mein Minister meldet mir, daß meine Gegenwart bei den bevorstehenden Parlamentsverhandlungen unbedingt nothwendig, wenn nicht die Tories bei verschiedenen Abstimmungen den Sieg davontragen sollen. Doch diese und einige andere Angelegenheiten sind nicht so beunruhigend, als die Mittheilung, daß wiederum die Stuarts in Paris vereinigt sind, dort die Zusage der Unterstützung ihrer Pläne Seitens Frankreichs erhalten haben und nunmehr neue Unternehmungen gegen Uns vorbereiten. Es ist daher eine drin-

gende Nothwendigkeit, über die Maßregeln einig zu werden, um einer etwaigen Gefahr sofort begegnen zu können."

Einen wehmuthsvollen Blick warf die Baronin auf den König, und kaum fand sie die Worte: „Ich sehe vollkommen ein, daß ich den hohen Pflichten meines erhabenen Monarchen nirgend in den Weg treten darf — — aber Majestät, was wird aus mir werden und noch dazu in der Lage." Heftiges Schluchzen erstickte ihre weiteren Worte.

Der König, sichtbar bewegt, ergriff die Hand der Geliebten. „Theuerste Amalie," sprach er dann, „werfen Sie all Ihre Sorgen vertrauensvoll auf mich, und glauben Sie meiner Versicherung, daß Niemand es wagen wird, Ihnen auch nur mit einem Blick zu nahe zu treten. Der Oberhofmarschall wird von Ihnen die Befehle erbitten, wie Sie Ihre Einrichtung zu haben wünschen. Blicken Sie nicht so trübe, Amalie. Aus all' meinen Briefen, die ich Ihnen von England aus schreiben werde, sollen Sie ersehen, daß meine Gesinnungen gegen Sie sich nie verändern können, und daß meine Liebe und meine Gnade sich stets gleich bleiben werden. Im nächsten Sommer sehen wir uns hier in Herrenhausen wieder,

und Sie werden mir dann gestatten, Ihnen all' meine gegebenen Zusagen zu wiederholen." —

Noch lange sprach der König mit der Geliebten, ehe es ihm gelang, dieselbe in etwas zu beruhigen. Beide kehrten sodann in's Schloß zurück; doch ließ die Baronin in der Abendgesellschaft sich nicht mehr sehen. In derselben theilte der König seiner Umgebung den Entschluß mit, nach schleunigster Regelung der wichtigsten Geschäfte, sofort nach England zurückzukehren. Noch in derselben Nacht begannen die Reisevorbereitungen, und die folgenden Tage wurden mit der Ertheilung von Abschiedsaudienzen ausgefüllt. Der König war von Morgens früh bis Abends spät vollauf beschäftigt. Nach drei Tagen der Unruhe und Verwirrung, begab der königliche Zug sich sodann auf die Reise. In Herrenhausen wurden die Fenster verhängt, die Thore geschlossen und tiefe Ruhe zog plötzlich ein in die Räume, in denen noch kürzlich Pracht und Glanz, laute Lust und Freude geherrscht hatten.

In London fand der König eine Menge von Geschäften vor. Zu den wirklich wichtigen kamen die von

Sir Robert Walpole wichtig gemachten. Eine in der That aufrichtige Freude bezeigte der König, wiederum bei seiner Gemahlin weilen zu können, und diese wiederum beobachtete nicht die geringste Veränderung in ihrem Benehmen gegen ihn, selbst dann nicht, als sie erfuhr, daß ihr Gemahl, der gehegten Erwartung Walpole's entgegen, doch nicht vergessen, was er in Herrenhausen angeknüpft, indem er mit der bekannten pedantischen Regelmäßigkeit allmonatlich Briefe dorthin sandte. Ja, noch mehr! Als sie die Mittheilung empfing, daß die Verbindung ihres Gemahls mit der Baronin von Wallmoden nicht ohne Folgen geblieben und einige Monate nach der Abreise aus Herrenhausen dem König dort ein Sohn geboren ward, nahm sie keine Veranlassung, mit ihrem Gemahl hierüber ein Wort zu wechseln, so daß dieser die Ueberzeugung gewann, die Königin habe von dem Liebeshandel keine Ahnung. — —

Der Baronin von Wallmoden hielt der König sein gegebenes Versprechen, ihrer gedenken zu wollen, in der That. Alle seine Briefe waren ein beredtes Zeugniß seiner Zuneigung. Er sorgte wahrhaft königlich für ihre äußere Stellung und über die Geburt eines Sohnes gab er ihr unverhohlen seine Freude zu erkennen. Dennoch

vergaß er dabei seine königliche Stellung keinen Augenblick, denn neben den wärmsten Versicherungen seiner Zuneigung und seiner Freude erfolgten zugleich die strengsten Anweisungen, den Sohn nicht mit einem Namen zu nennen, der im Entferntesten auf den Vater schließen könne, und der Knabe ward daher auf den Namen Hans Ludwig von Wallmoden getauft, ein Name, der im Anfange des folgenden Jahrhunderts für die Geschichte Hannovers von nicht geringer Bedeutung geworden ist. —

Die Wintersaison in London verlief diesmal zu allgemeiner Zufriedenheit, jedenfalls bei weitem angenehmer für den Hof, als die im vorigen Jahre. Auch die Stimmung des Königs war eine zufriedene, um so mehr, als sich am politischen Horizonte keine gewitterschweren Wolken zeigten, und die Stuarts sich wiederum ruhiger zu verhalten begannen. War der König zufrieden, so war es der Hof nicht minder, und bis zur Osterzeit des Jahres 1736 trat hierin keine Aenderung ein. Als dann aber mit dem Frühling und dem Anfange des Sommers die englische Aristokratie begann, sich auf ihre Landsitze zu begeben und die gesellschaftlichen Kreise im St. James-Palaste sich täglich mehr lichteten, fand der König wiederum Muße, daran zu denken, wie langweilig

das Leben nach und nach am Hofe zu London zu werden beginne und welche glücklichen und frohen Tage er fast zu derselben Zeit im vorigen Jahre in Herrenhausen verlebt habe! Unwiderstehlich zog es ihn plötzlich dort wieder hin, und bald genug erklärte er dann auch, daß es sein unwiderruflicher Entschluß sei, den Spätsommer dort zu verleben.

Die Königin, anfangs untröstlich hierüber — war sie ja von allem dort im verflossenen Jahre Vorgefallenen nur zu genau unterrichtet — gab sich bald, auf Zureden Walpole's, zufrieden, denn dieser, als er sich in seiner Voraussetzung, mit dem Verlassen Herrenhausens werde das Verhältniß des Königs mit der Baronin von Wallmoden sein Ende erreichen, getäuscht sah, hielt es nunmehr für das Gerathenste, Georg ruhig reisen zu lassen, in der Meinung, daß diese Liaison am ehesten durch den Ueberdruß, den der Monarch bei fortgesetztem persönlichem Umgange bald genug empfinden werde, ihr Ende erreichen müsse.

Mitte Sommers reiste der König denn auch wirklich ab. Glücklich und wohlbehalten kam er auf dem Continente an, und seine geliebte Baronin von Wallmoden erschien ihm schöner, denn je. Der Wiedereinzug in

Herrenhausen mußte natürlich durch ein größeres Fest gefeiert werden, und der König, in seiner Liebhaberei für Maskenfeste, befahl eine Maskerade, die im Garten des Schlosses auf dem natürlichen Theater stattfinden sollte. Nach langem Ent- und Verwerfen von Plänen beschloß man endlich die den Olymp mit einer Zusammenkunft aller Götter und Heroen des Alterthums auf dem Maskenfeste vorzuführen. Nur etwas Prächtiges in der Art, nicht aber die heiteren und freundlichen Scenen des menschlichen Lebens darzustellen, wie es der leichtlebige Italiener in seinem Carneval thut, galt damals für ein eines Hofes würdiges Sujet zu Maskenfesten. Auf der andern Seite dachte man aber keineswegs daran, wie Götter und Heroen zu reden, oder sich zu benehmen. Die Hof-Etikette durfte unter keinen Umständen dabei verletzt werden. Selbst Costüme und Frisuren waren im Ganzen mehr die des Jahrhunderts der Pompadour, als die des goldenen Zeitalters der Unschuld, und nur einige Embleme erinnerten, soweit es der Anstand zuließ, an die darzustellenden Persönlichkeiten, denen der Hof dazu seine holperigen Alexandriner in den Mund legte — und so kann uns ein derartiges, vor hundertunddreißig Jahren stattgehabtes Fest nur komisch

und lächerlich erscheinen, während man dazumal überzeugt war, das Höchste erreicht zu haben, was auf dem Felde des Anstandes, der Wohlredenheit und der königlichen Würde überhaupt zu erreichen war. —

Die Tage vor dem Feste hatte der Oberhofmarschall natürlich keinen Augenblick Ruhe, die Vorbereitungen dazu nahmen ihn völlig in Anspruch, und der Aermste war in jener Zeit wirklich zu beklagen.

Die Nacht des 28. August — die des Festes — war angebrochen. Es war eine lauige Sommernacht. Hecken und Bäume prangten noch im schönsten Grün, der klarste Vollmond beleuchtete das Spiel der Wasser, die auf und nieder sprudelten und im reizendsten Geplätscher, von Cascade zu Cascade niederfallend, eine liebliche Kühle in den einzelnen Partieen des Parks verbreiteten. Dunkel, fast geisterhaft warfen die hohen Hecken und Taxuspyramiden ihre langen Schatten nieder auf die in dem sanften Lichte des Mondes hellerglänzende Kiesdecke der kunstvoll geschlängelten Wege. Es war eine herrliche Nacht, wie geschaffen für ein Fest, gleich dem beabsichtigten!

Auf dem Theater, dem eigentlichen Schauplatze des Festes — dem Olympe — bemerkte man zunächst, und

zwar auf einem erhöhten Punkte der Bühne einen Thronsessel, geschmückt mit der königlichen Krone, und daneben einen zweiten Sitz, ohne solchen Schmuck. Zu beiden Seiten, jedoch nicht in gleicher Linie, sondern mehr nach dem Zuschauerraum hin, fanden sich wiederum vier Sessel aufgestellt, denen ebenfalls die Krone, zugleich aber auch die Armlehne fehlte. Weiter fiel auf dem Theater vorerst nichts in's Auge. Die Scene sollte sich jedoch bald mehr beleben.

Schon seit neun Uhr Abends fuhr von Hannover durch die von tausenden von farbigen Lampions erleuchtete lange Linden-Allee eine Carosse nach der andern dem Schlosse zu. Dort angekommen, wurden die Gäste durch den sogenannten Orangerie-Saal in den Park geführt und ihnen hier vorerst ein Platz, um der kommenden Dinge warten zu können, angewiesen. Auch hier waren unzählige Lampions und Pechpfannen für die Erleuchtung bestellt, deren Schein, in Verbindung mit dem mildglänzenden melancholischen Lichte des Mondes, über den Schauplatz eine geisterhafte Helle ausgoß.

Um halb elf Uhr endlich gab ein Posaunen-Signal das Zeichen zum Beginn des Festes. Unmittelbar darauf ertönte von einem dem Zuschauer nicht sicht-

baren Platze der Donner von Kanonenschlägen und Hunderte von Raketen zerschnitten in ihrem feurigen Laufe zischend die Luft, und unter diesem Donnern und Blitzen betrat der König in der Gestalt des Zeus, seine Gemahlin Juno, die von der Baronin von Wallmoden dargestellt wurde, an der Hand führend, den Olymp. Seine Majestät nahmen auf dem mit der Krone gezierten Sessel Platz, indeß die Baronin sich in den Sessel, an welchem dieser Schmuck fehlte, niederließ. Ein als Ganymed maskirter Page nahm seinen Platz hinter dem Göttervater, eine junge reizende Dame des Hofes, der mit vollem Recht die Rolle der Hebe vom Oberhofmarschall zugetheilt war, placirte sich hinter dem Sessel der Juno. Der Oberhofmarschall mit seinem Stabe in der Hand in unmittelbarer Nähe des Königs stehend, begann seinen Dienst und kündigte die nach und nach erscheinenden Götter und Göttinnen, Heroen und Heroinnen beim Vater Zeus an.

Zuerst erschien Merkur, der Götterbote, geschmückt mit Flügeln versehenen Sohlen, den caducifer in der Hand tragend. Er führte sich mit folgenden Worten ein:

„Da Du, o Vater Zeus, mir kürzlich hast befohlen,
Zu Deinem hohen Fest die Gäste herzuholen,
So hab' ich nicht verfehlt, im Orkus, auf der Erde,
Sowie auch im Olymp, daß Dir genüget werde,
Dies allerhöchste Glück gleich Jedem zu verkünden!
Und daß man es erkennt, wirst Du sogleich erfinden,
Schon ist der Gäste Zug hierher zu Dir im Gange,
So daß man kaum erkennt die Wege vor dem Drange!
Gleich sind sie Alle hier, man klopft schon an die Thüren,
Erlaube gnädigst mir, sie zu Dir herzuführen!"

Natürlich ward dem wieder abtretenden Merkur diese Erlaubniß huldreichst gewährt.

Alle darauf eintretenden und nach der entgegengesetzten Seite der Bühne wieder abtretenden Persönlichkeiten führten sich mit ähnlichen poetischen Ergüssen des Hofpoeten ein, die von Zeus nur selten durch den Mund des Oberhofmarschalls in gleicher Weise erwidert, meist aber durch ein Neigen des Kopfes oder eine gnädige Handbewegung entgegengenommen wurden.

Zunächst erschienen die Brüder des Zeus, Neptun mit dem Dreizack und Pluto mit Emblemen der Unterwelt, Beide ihre Gemahlinnen Amphitrite und Proserpina an der Hand führend. Neptun sprach:

„Da Eure Majestät gewünscht, uns hier zu sehen,
Verfehlen wir auch nicht, vor Dero Thron zu stehen;"

und Pluto setzte hinzu:

Durch Höllenqualm und Dunst ist auch von uns vernommen
Die Kunde dieses Fest's, wozu wir jetzt gekommen,"

worauf Zeus allergnädigst erwidern ließ:

„Seid hochwillkommen uns, liebwertheste Herren Brüder,
Beliebt es Euch, so laßt Euch freundlich bei uns nieder!"

Und die beiden Paare setzten sich auf die niedriger stehenden Sessel ohne Armlehne.

Mit den entsprechenden Reden und Versen erschien so ein Gott nach dem andern auf der Bühne. Apollo, ein prächtig gebauter junger Gardefähnrich, trat unter ihnen besonders hervor. Er erschien nicht als Pythontödter, wie die vaticanische Statue ihn darstellt, sondern als Sangesgott in geschmackvoll gefalteter Toga, mit goldener Leier, einen goldenen Lorbeer auf die lang' wallenden blonden Locken gedrückt. Er declamirte ein umfangreiches Poem auf die erhabene Größe seines Vaters Zeus, in welchem fast jeder Passus sich ebenso gut auf einen König von England, als auf einen heidnischen Gott beziehen ließ. Apoll's Gefolge bildeten die neun Musen, aus deren Reihen Clio hervortrat und im Namen ihrer Schwestern sprach:

„Was Kunst und Wissenschaft auf dieser Welt vermögen,
Dem haben stets wir Neun getreulich obgelegen!
Wir machen sanft und gut das menschliche Geschlecht
Und steuern der Gewalt, daß jedem bleibt sein Recht.

Daß dem so sollte sein, geschieht nach Deinem Willen,
Den wir auch ferner stets bereit sind zu erfüllen!"

Zeus lächelte wohlgefällig nieder auf die schönen Damen und erfreute dieselben durch ein gnädiges Kopfnicken, also, daß die langen Locken seiner Perrücke in wallende Bewegung geriethen. Glücklicherweise erbebte davon für diesmal der Olymp nicht in seinen Grundfesten, wie das, nach Homer's Mittheilung vor alten Zeiten bei ähnlichen Gelegenheiten wohl geschehen sein soll.

Minerva erschien und sprach:

„Der Weisheit Göttin heiß' ich bei den Menschenkindern,
Und folgt man meinem Rath, wird nie ihr Glück sich mindern!
Doch seit man meinen Dienst so freventlich verlassen,
Mußt' Roma's und Athen's einst hoher Ruhm erblassen.
Fortan erlaß ich nur den allerreichsten Segen
Auf eine Insel fern im Ocean gelegen!
Gerechtigkeit und Fleiß und Weisheit und Verstand,
Sie herrschen hier vereint im lieblichsten Verband;
Ein weiser König ist auf Glück und auch auf Macht
Der Seinen Tag und Nacht auf's eifrigste bedacht.
Erlaube, hoher Zeus, daß ich fortan auf jener Insel wohne,
Und daß durch Segensglück ich meinen Dienst dort lohne!"

Warum sollte Vater Zeus das nicht gestatten? Im vollsten Strahle der aus den Augen des Königs leuchtenden Gnade konnte Minerva abtreten.

Sodann erschien Diana in glänzendem Jagdcostüm mit Bogen, Köcher und Wurfgeschoß. Ihre poetische Anrede schloß:

„Gefällt es Dir, o Zeus! einmal den Hirsch zu jagen,
So will ich Dir dazu die besten Plätze sagen,“

und aus der dann folgenden Beschreibung des Jagdreviers, in dem sich diese Plätze befanden, war sofort der Wald der Göhrde im Lüneburgischen zu erkennen, ein Lieblingsaufenthalt des Königs, den er bei jeder Anwesenheit auf dem Continente zu besuchen nicht unterließ.

Höchst vernünftig benahm sich der freundliche Bacchus, welcher verhieß:

„Aus meinem weiten Reich, von meinen besten Gaben
Sollt Ihr zu diesem Fest die allerschönsten haben!“

So etwas konnten sich schon die „seligen Götter“ ebenso gut wie die Menschen gefallen lassen.

Am wenigsten durften Venus und Amor vergessen bleiben. Die Göttin, im vollen Bewußtsein ihrer wohlbegründeten Macht, declamirte mit stolzem Siegesbewußtsein:

„Wo ich mich lasse sehen, da herrsche ich sogleich,
Und jedes Wesen schwört deshalb zu meinem Reich.
Mir müssen Götter so wie Menschen Opfer bringen,
Und in der ganzen Welt hört meinen Ruhm man singen.

Vater Zeus warf bei solchen Worten einen zärtlichen Blick auf seine geliebte Juno, die schöne Baronin von Wallmoden, und wies lächelnd auf den losen Knaben mit Pfeil und Bogen. —

Die vorstehend mitgetheilten poetischen Proben werden völlig genügen, den Geschmack der damaligen Zeit zu charakterisiren, und man wird es uns erlassen, alles das wörtlich anzuführen, was die ferner Auftretenden: Ceres, Vesta, Thetis, Pan, Silvan, die Grazien, die Parzen und andere Gottheiten noch Alles geredet haben. Den Schluß der erscheinenden Götter und Göttinnen bildete die Najade von Herrenhausen mit drei Begleiterinnen aus ihrem Reiche. Sie versprach aus den Gaben ihrer unerschöpflichen Urne den Bäumen und Gesträuchen ein beständiges reizendes grünes Kleid zu erhalten, sowie allen Besuchern wonnige Kühlung und angenehmen Schutz in ihren Grotten vor der brennenden Gluth des Sommers.

Nach den Göttern kam nunmehr die Reihe des Auftretens an die Heroen. Da gewahrte man Herkules, umhangen mit der Löwenhaut, seine Dejanira führend; Perseus, in der einen Hand das Medusenhaupt, leitete mit der andern die von ihm befreite Andromeda. Dann

folgten Theseus und Ariadne. Letztere, einen großen Knäul tragend, gab damit zu verstehen, daß dies der Faden sei, der ihren — später freilich sehr undankbaren — Helden aus dem Labyrinth geleitet habe. Dem Theseus und der Ariadne folgte Jason, das erbeutete goldene Vließ über den einen Arm geschlagen in Begleitung der von ihm entführten Medea, welche der Zauberstab als in allerlei Hexenkünsten erfahren auswies. Ihnen schlossen sich Castor und Pollux in engumschlungener Umarmung an — überhaupt das ganze Corps derjenigen Personen, welche sich noch irgend einer, wenn auch weitläufigen Verwandtschaft mit den seligen Göttern zu rühmen hatten.

Endlich kamen die mehr menschlichen Helden: Meleager, begleitet von Atalanta in abenteuerlichstem Jagd-Costüm, den Kopf des calydonischen Ebers, den der Atalanta zuerkannten Jagdpreis, tragend. Vor allen aber traten die Helden des trojanischen Krieges hervor, meist in den kostbarsten eigens zu diesem Feste angefertigten Rüstungen, die freilich in mancher Hinsicht eher an die schwerfälligen Panzerungen des 14., 15. und 16. Jahrhunderts, als an die der alten griechischen Kämpfer erinnerten. Da sah man Agamemmnon und Klytä-

mnestra, Menelaus mit der schönen Helena, Odysseus und Penelope, welche einen großen antiken Stickrahmen trug, in welchem das berühmte Gewebe aufgespannt war, das sie, um ihre Freier zu täuschen, jede Nacht wiederum auftrennte. Ferner erschienen der greise Nestor, Achilles, Ajax u. a. m. Auch die Gegenpartei war vollständig vertreten. Hector, zum Kampfe gerüstet, ward von seiner geliebten Andromache angefleht, daheim zu bleiben; Paris, im Hirtencostüm, erschien mit dem verhängnißvollen Apfel in der Hand; endlich überschritt auch Aeneas die Bühne, seinen alten Vater Anchises auf dem Rücken tragend, begleitet von seiner Gemahlin Kreusa, die den kleinen Askanias an der Hand führte.

So füllte sich nach und nach der Olymp und seine Umgebungen mit Festbesuchern, denen alsbald angekündigt wurde, daß sie bis zu dem aus Nektar und Ambrosia bestehenden Göttermahle noch ein gutes Stündchen Zeit haben sollten, sich des Aufenthalts im Olymp nach Belieben zu erfreuen.

Vater Zeus erhob sich. Abermals repräsentirten die zischenden Raketen die feurigen Blitze und die Kano=

nen den rollenden Donner, von dem diesmal wirklich die Erde zu erbeben schien.

In angenehmster Ungezwungenheit zertheilten sich sodann die einzelnen Gruppen nach eigener Wahl in dem Parke, und man eilte, sich der Unbequemlichkeiten des ersten Aufzuges zu entledigen. Perseus brachte sein Medusenhaupt in einem Taxusbusch unter. Diana, Meleager und Atalanta lehnten ihr Jagdgeräth an eine der hohen Hecken, Minerva hing ihre mauernerschütternde Aegis an einen Pomeranzenbaum, Ariadne brachte ihr Knäul in der Muschel einer Najade unter, und Neptun steckte seinen Dreizack in ein Tulpenbeet. Weiter entledigte sich Herkules seiner etwas heißen Löwenhaut, die er einem steinernen Tritonen überwarf, und Aeneas stellte seinen greisen Vater Anchises auf eigene Füße, deren sich derselbe alsbald gleich dem jüngsten Helden zu bedienen wußte und im schnöden Vergessen seiner Familie bald auf eigene Hand nach Amüsement ausging. Musik-Corps ließen dazu ihre lustigen Weisen erklingen. Wer von einem erhöhten Standpunkte, etwa von der oberen Etage des Schlosses aus, die zwischen den grünen Partien des Gartens in der wunderbarsten Nachtbeleuchtung hin und herwandelnden Gruppen in den

fremdartigen Aufzügen betrachtete, konnte wirklich glauben, daß er fast plötzlich in eine andere Welt, wenigstens in ein anderes Jahrhundert versetzt sei.

Abermals Donner und Blitz!

Das Mahl, welches, aus kalten Speisen und den ausgesuchtesten Weinen bestehend, mittlerweile im Orangerie-Saale servirt war, sollte seinen Anfang nehmen. Dreiviertel Stunden, nicht mehr, waren vorschriftsmäßig dazu bestimmt. An einer größeren Tafel nahm der König mit der von ihm selbst dazu auserlesenen Gesellschaft Platz, indeß sich die übrigen Gäste nach eigenem Belieben an einer größeren Anzahl kleiner Tische vertheilten, die allenthalben an paßlichen Plätzen arrangirt waren. Götter und Heroen, theilweise demaskirt, theilweise sogar in ganz veränderten Costümen, führten, in die seltsamsten Gruppen vertheilt, die lebhafteste deutsche, englische und französische Conversation. Nach dem Mahle vergnügte sich die olympische Jugend sodann Menuette, Sarabanden und andere dazumal beliebte Tänze aufzuführen, während für die nicht hieran Theilnehmenden abermals völlig freie Bewegung sowohl in den Umgebungen des Olymps, als in dem Saale selbst und den übrigen erleuchteten Gartensalons gestattet war.

Vater Zeus, der an dem heutigen Abend für Jeden, der in seine Nähe kam, ein freundliches Wort hatte, schien heiter und froher Laune. Weniger war dies der Fall bei seiner Juno, die theilnahmlos, fast ernst das bunte Getreibe des Maskenfestes betrachtend, kaum mit Jemandem ein Wort wechselte. Als dann nach der Tafel ein großer Theil der Gesellschaft wieder das Freie und den Genuß der schönen Sommernacht suchte, zog auch sie den König an ihrer Hand in eine der stilleren Partien des Gartens. Hier, in einer versteckt liegenden Grotte warf sie sich dann, wie erschöpft, nieder auf eine Moosbank, und brach plötzlich in ein heftiges Schluchzen aus.

Der König, bestürzt und auf eine solche Scene nicht vorbereitet, konnte kaum die Worte finden: „Mein Gott, Amalie, was haben Sie? Sie erschrecken mich! Alles athmet Freude und Lust und Sie — weinen!"

„Majestät, was bleibt mir anders, als Thränen?" sprach die Baronin fast bitter. „Sie haben mich Ihrer Liebe versichert, in meiner Unerfahrenheit habe ich Ihren Zusagen Glauben geschenkt und sehe nun alle Tage mehr ein, daß ich eine unglückliche, ausgestoßene Creatur bin! Mir wäre besser, ich hätte nie gelebt!"

„Amalie, was höre ich!“ rief der König, und seine Stimme klang ernst. „Wie können Sie so reden! Sprechen Sie, haben Sie bei mir jemals andere Gesinnungen gefunden, als diejenigen, welche ich Ihnen im ersten Augenblicke unseres Bekanntseins offenbarte? Haben Sie nicht stets, wenn ich bei Ihnen nicht weilte, aus meinen Briefen ersehen können, wie all' meine Gedanken nur bei Ihnen waren?“

„Nur, wenn Sie selbst bei mir sind, Majestät, bin ich glücklich und entbehre nichts. Aber das sind wenige Wochen des Jahres! So wie Sie fern sind, läßt man mich auf's Bitterste fühlen, welch' schwere Schuld ich begangen, als ich mich dem frohen, beseligenden Glauben hingab, auf die beständige Liebe eines Königs rechnen zu können.“

„Sie sollen in diesem Glauben nicht irre gegangen sein, und ich werde die Welt zu überzeugen suchen, daß meine Amalie stets auf die Liebe ihres Königs wird bauen können.“

„Nur Ein Mittel giebt es, Majestät,“ sprach die Baronin nach kurzem zögerndem Sinnen, „die Welt zu dieser Ueberzeugung zu bringen!“

„Nennen Sie mir dies Mittel, Amalie! Ich bin begierig!“

„Lassen Sie mich stets in Ihrer Nähe verweilen, Majestät! Gestatten Sie mir, Sie nach England begleiten zu dürfen,“ sprach die Baronin rasch, dem König fest in's Auge schauend.

Der Monarch, auf ein solches Verlangen nicht vorbereitet, trat fast bestürzt einen Schritt zurück und sah seine Geliebte mehrere Augenblicke sprachlos an. Aber so kurz dieselben auch waren, er fand, als ein Charakter, auf den nicht ideale Gefühle, sondern nur der Materialismus der Wirklichkeit einzuwirken vermochte, in ihnen sogleich seine Fassung und das volle Bewußtsein seiner Stellung wieder. Wie im Fluge zog vor seinen Gedanken das Bild seiner verehrten und verehrungswerthen Caroline vorüber; er gedachte der Würde des Thrones und erkannte sofort seine Pflichten dieserhalb. Wie sehr er auch die Baronin liebte, er durfte hierin nicht aus Schwachheit gegen sie nachgeben. Stets in seiner Nähe verweilen zu wollen! — welch' Verlangen!

Seine Antwort fiel denn auch demgemäß aus. Durch neue und erhöhte Versicherungen seiner Liebe suchte er vorerst die Geliebte zu beruhigen, versprach

dann abermals, all' ihre Verhältnisse für Gegenwart und Zukunft so regeln zu wollen, daß nie ein Wort, oder nur ein Blick ihrer Umgebung sie kränken könne, war auch bereit, seine Gefühle gegen sie auf jede andere Art öffentlich kund werden zu lassen und verpflichtete sie zugleich, bei jeder Gelegenheit, wo sie einen Wünsch hege, er möge so groß sein, wie er wolle, und seine Erfüllung eine noch so schwierige, ihn an den gegenwärtigen Abend erinnern zu wollen. Aber den Wunsch, nach London mit ihm übersiedeln zu dürfen, schlug er ihr, als für den Augenblick unmöglich zu erfüllen, entschieden ab, und Frau von Wallmoden, den Charakter des Königs nur zu wohl kennend, mußte hierauf von weiterer Verfolgung ihrer Bitte vorerst freilich abstehen.

— — — — — — — — — — — — — —

Einsilbig und verstimmt ging das Paar dem Schlosse wieder zu, mischte sich jedoch nicht wieder unter die Gesellschaft, der um fünf Uhr Morgens vom Oberhofmarschall das Ende des Festes verkündet wurde.

Der Mond war bereits unter den Horizont gesunken, ein Lämpchen, eine Flamme nach der andern längst erloschen und in der Helle des Morgenrothes fuhren die Festgäste mit verstörten Köpfen und nicht minder ver=

störten Toiletten in den schwerfälligen Carossen wiederum der Stadt zu.

Am andern Morgen ging der König still und in sich gekehrt, aber offenbar verstimmt in seinem Gemache auf und nieder. Das Fest, von dem er sich so viel versprochen, hatte für ihn nicht erfreulich geendet. Ueber das, was ihn jedoch augenblicklich so bewegte, konnte er sichtlich nicht recht mit sich einig werden. Das fühlte er offenbar, daß die Neigung, welche ihn an die Baronin von Wallmoden fesselte, eine sehr starke war, ja er glaubte nach und nach selbst, sich ganz zufrieden fühlen zu können, wenn sie beständig in seiner Nähe verweilen werde. Allein als Egoist und kalter Vernunftmensch konnte er sich auch das Ueberwiegende der einem solchen Gefühle entgegenstehenden Gründe keineswegs verhehlen. Soweit gekommen, sah er ferner ein, daß die Baronin, nachdem sie ihren Wunsch einmal zu erkennen gegeben, auf denselben jedenfalls häufig genug zurückkommen und dadurch aufregende Scenen, gleich der gestrigen, herbeiführen werde. Und solche Scenen waren ihm entschieden unangenehm, ganz abgesehen davon, daß bei einer solchen seine Festigkeit dennoch

einmal wankend werden und er dem Wunsche der Geliebten nachzugeben, sich bereit erklären könnte. Um solchen Scenen daher vorerst zu entgehen, blieb dem Könige nichts anderes übrig, als sein geliebtes Herrenhausen jetzt häufiger zu verlassen, und sein fernerer Aufenthalt auf dem Continente ward von dieser Zeit an hauptsächlich mit Bereisung verschiedener Provinzen des Kurfürstenthums ausgefüllt. Als er bei diesen seinen Reisen auch die Stadt Osnabrück mit seinem Besuche erfreute, meldete er von dort aus, ganz unerwartet, nach Hannover, daß plötzlich eingetretene Ereignisse ihn zwängen, von Osnabrück direct nach England zurückzukehren. Der schriftliche Abschied von seiner Amalie ersparte ihm die Gefahr einer Wiederholung der Herrenhauser Scene. Versicherungen seiner Liebe sowohl, wie Zusagen für die Zukunft waren in dem Abschiedsschreiben jedoch, und zwar in noch erhöhtem Maße, ganz die früheren.

Im Herbste 1736 kam Georg II. in London wieder an. Bald darauf nahm dort die winterliche Saison ihren Anfang, und in dieser trat ein Ereigniß ein, das auf den König den tiefsten Eindruck machte und für die Verhältnisse der Baronin von Wallmoden von ent-

scheidendem Einflusse werden sollte. Als der Monarch nämlich in Begleitung seiner Gemahlin einen vom Herzoge von Devonshire am Neujahrstage des Jahres 1737 gegebenen Ball besuchen wollte, trat diese beim Verlassen des Wagens fehl und stürzte heftig zu Boden. Eine innerliche Verletzung war Folge dieses Sturzes. Mochte die Königin anfänglich glauben, daß die Sache von keiner Bedeutung sei, oder hatte sie, wie erzählt wird, einen unüberwindlichen Widerwillen, Aerzte an ihrem Körper operiren zu lassen — sie verheimlichte das Uebel bis zum Aeußersten. Als sie endlich die Aerzte zuließ, war bereits jede Hülfe vergeblich. Mit Beginn des Sommers mußte sie das Krankenlager einnehmen, von dem sie nicht wieder erstehen sollte. Es handelte sich nicht mehr um Erhaltung eines theuern Lebens, sondern allein darum, gezählten Tagen vielleicht noch einige hinzuzusetzen.

Sobald dem Könige die Gewißheit des Verlustes ward, der ihm bevorstand, kam ihm sofort auch das Gefühl der völligen Unersetzlichkeit desselben. Jede Stunde, die ihm frei blieb, brachte er am Krankenbette der geliebten Gemahlin zu, mit den unzweideutigsten Beweisen der größten Liebe und Theilnahme. Freilich

waren auch diese wieder sämmtlich dem Charakter des Königs angepaßt. Mochten sie danach auch noch so wunderlich und pedantisch erscheinen — sie kamen darum vielleicht mehr von Herzen, wie die feierlichsten, salbungsreichsten Phrasen anderer Naturen. In seinen Memoiren erzählt Lord Hervey hiervon das schlagendste Beispiel:

Wenige Tage vor ihrem Tode hatte die Königin noch eine lange Abschieds-Unterredung mit ihrem Gemahl. Sie suchte ihn zu bereden, seine Tage nach ihrem Tode nicht in Einsamkeit hinzubringen, sondern sich wieder zu vermählen. Allein der König, überzeugt, daß kein Weib vermöge, die Stelle seiner geliebten Caroline neben ihm einzunehmen, ergriff ihre Hand und sprach mit bewegter Stimme: „Non! Jamais! Je n'aurai que des maitresses!“ worauf die Königin entgegnete: „Ah, mon Dieu, cela n'empêche pas!“; eine ganz im Geiste jener Zeit gehaltene Scene, die dazu mit wenigen Worten das treffendste Bild des Verhältnisses der beiden Ehegatten zu einander giebt. —

Die Königin starb am 20. November 1737. In der ersten Zeit nach ihrem Tode war der König untröstlich und gänzlich ohne Fassung. Der gewöhnliche Gang des Lebens übt indeß bei einem solchen Charakter

bald seine volle Gewalt wieder aus — und bereits nach wenigen Monaten war der König der Alte. Das Gefühl des Alleinstehens war das erste, das sich besonders in ihm geltend machte, und dies Gefühl mußte seine Gedanken zunächst wieder auf seine geliebte Frau von Wallmoden leiten. Von Neuem erinnerte er sich der nächtlichen Scene im Herrenhauser Garten, deren Andenken ihn noch vor Kurzem stets unangenehm berührt hatte. Der Erfüllung des Wunsches der Geliebten, stets bei ihm weilen zu dürfen, stand jetzt ja nichts mehr im Wege. Er meldete dies der Baronin und nach wenigen Monaten sehen wir sie, vom Könige zur Gräfin Yarmouth erhoben, als die von der englischen Aristokratie anerkannte Freundin Georg's II. die Honneurs in seinen häuslichen Cirkeln machen.

Wir haben nur noch wenige Worte hinzuzufügen. Mit derselben Liebenswürdigkeit, mit der sich die Dame das Herz ihres Königs gewonnen hatte, wußte sie sich den Besitz desselben dreiundzwanzig Jahre bis zum Tode Georg's II. zu erhalten. Sie galt viel bei ihm und jeder ihrer Wünsche fand Erfüllung. Freilich war sie auch klug genug, dieselben nie zu hoch schweifen zu lassen, namentlich aber niemals von ihrem königlichen

Herrn zu verlangen, was der Glorie hätte in den Weg treten können, in der seiner Erinnerung das Bild der entschlafenen Gattin beständig vorschwebte.

Bei der englischen Aristokratie war die Gräfin nicht minder beliebt, und zwar vorzugsweise wohl deshalb, weil sie, obwohl dem Könige so nahe stehend, sich nie in die Politik mischte und die auf englischem Boden erwachsenen Parteien, ohne einer derselben sich anzuschließen, ihren beständigen Kampf selbstständig ausfechten ließ. Ob sie aus wohlüberlegter Absicht oder in Folge eines mehr mittelmäßigen Charakters, der von Ehrgeiz und Herrschsucht nimmer bewegt ward, so handelte? einerlei, sie handelte so und bemerkte sehr wohl die für sie wohlthätigen Folgen dieser Handlungsweise. Niemand nahm je Veranlassung, gegen sie zu intriguiren, oder fand etwas dabei zu erinnern, wenn sie sich, ab und zu, bei Vergebung einer reichen Pfründe oder Sinecure insofern betheiligte, als sie all' ihren Einfluß zu Gunsten dessen aufwandte, der ihr, selbstredend auf die zarteste Weise, ein reiches Geldgeschenk hatte zufließen lassen. Für Gold hatte die Gräfin nun einmal eine besondere Vorliebe, wie sie denn auch eine herzliche Freude zeigen konnte, wenn sie beim Pharaotische, der in den inneren

Gemächern des Königs für seine vertraulichen Abendgesellschaften stets aufgeschlagen war, reichen Gewinn davon trug.

Fünf Jahre nach dem am 25. October 1760 erfolgenden Tode ihres königlichen Freundes folgte die Gräfin Yarmouth diesem in die Gruft. Wenn von ihr in England nicht so viel mehr geredet und erzählt wird, wie in Frankreich von einer Maintenon, einer Pompadour, einer Du Barri, so ist der Grund hierfür allein darin zu suchen, daß die Gräfin Yarmouth ihrer neuen Heimath nimmer das Ueble angethan hat, was jene Damen ihrem eigenen Vaterlande verursacht haben. Denn das Andenken dieser Frauen besteht nur in dem, was sie gesündigt haben!! —

Noch ein Glas Wasser.

Es war Ausgang des siebenzehnten Jahrhunderts, als jener blutige, dreizehn Jahre währende Kampf begann, der unter dem Namen des spanischen Erbfolgekrieges bekannt ist. Seit dem dreißigjährigen Kriege hatte Europa keinen schrecklicheren gesehen. Die Ursachen desselben sind kurz folgende. Mit dem Könige Karl II. war in Spanien das alte österreichisch-habsburgische Haus ausgestorben, und der noch in Deutschland blühende Zweig dieser Familie vermeinte auf die Verlassenschaft ihrer Blutsverwandten natürlich die nächsten Ansprüche zu haben. Allein die unbegrenzte Herrsch- und Habsucht Ludwigs XIV. von Frankreich hatte längst Pläne auf jene wünschenswerthe Erbschaft gemacht und den schlauen, aber verdammungswürdigen Umtrieben des französischen Gesandten Harcourt in Madrid war es gelungen, dem Könige Karl II. von Spanien in den letzten unzurechnungsfähigen Augenblicken seines einschlafenden Lebens

ein Testament abzudringen, in welchem der Enkel Ludwigs XIV., Philipp von Anjou, zum Nachfolger in der Regierung der spanischen Monarchie eingesetzt ward. —

Jede der bei dem hierdurch hervorgerufenen politischen Conflicte betheiligten Mächte suchte und fand Bundesgenossen zur Durchführung ihrer Pläne und Absichten; denn nicht in Güte, sondern nur mit dem Schwerte konnte die Angelegenheit ausgeglichen werden, und mit dem Jahre 1700 wehte in Westeuropa wiederum allenthalben das Kriegspanier.

England, mit dem Könige Wilhelm III., stand in dem Kampfe auf Seiten Oesterreichs; doch nahm die englische Armee in den ersten Jahren nur geringen Antheil an demselben. Der Inselstaat dachte anfangs noch an eine Theilung der spanischen Monarchie und Erwerbung eines ihm gelegenen Stückes derselben für sich; Oesterreich alles zuzuwenden, lag weder in seiner Absicht, noch in seinen Interessen, und darum beschränkte sich England zunächst nur auf die Aufstellung eines Heeres in den Niederlanden. Auf diese Weise konnte es wenigstens für alle Fälle mit der gehörigen Macht an Ort und Stelle stets zur Hand sein.

Da starb am 19. März des Jahres 1702 König Wilhelm III. von England und ihm folgte seine Schwägerin Anna. Alles änderte sich hierdurch am dortigen Hofe. Die Whigs mit dem Herzoge von Marlborough gelangten zu unumschränktem Einfluß, und der Haß Anna's gegen Ludwig XIV. von Frankreich, den sich dieser dadurch zugezogen, daß er den Prätendenten der englischen Krone, Jakob (III.) Stuart, als König von England anerkannte, veranlaßte die Königin, unter Aufgebung aller früheren englischen Pläne, nunmehr ungetheilt für das Haus Habsburg zu wirken. Glaubte Anna doch dadurch am besten eine arge Demüthigung ihres persönlichen Feindes zu erreichen! Marlborough ward sofort zum obersten Feldherrn des in den Niederlanden stehenden englischen Heeres ernannt, mit der bestimmten Anweisung, lediglich im Interesse Oesterreichs gegen Frankreich zu operiren.

Kaum war dem Herzoge solcher Auftrag geworden, als er sich auch schon im Anfange des Monats April 1702 zur Ausführung desselben auf die Reise begab, ohne im geringsten seines augenblicklichen körperlichen Uebelbefindens zu achten. In dem Winter von 1701 auf 2 hatte Marlborough nämlich viel und häufig am

kalten Fieber zu leiden gehabt, und bei der geringen Ausbildung der medicinischen Wissenschaft und der mangelhaften damaligen Kenntniß der Mittel gegen ein derartiges Uebel, hatte dasselbe den Patienten stark angegriffen und eine große Schwäche nachgelassen. Allein in der Voraussicht des im ausbrechenden Kampfe zu erwerbenden Ruhmes, wonach seine ehrgeizige Seele so sehr verlangte, konnte ein Held gleich Marlborough, der schon im Geiste seine Stirn mit dem unverwelklichen Lorbeer des Sieges geschmückt sah, sich hierdurch nimmer halten lassen. Die Stärke der Seele mußte die Schwäche des Körpers bezwingen. Er zog in's Feld, und das Volk sang jenes Lied, dessen Klänge man noch heutigen Tages hört, jenes Lied, das unvergänglich, das durch ganz Europa klang, das Lied:

„Marlborough senva-t-en guerre!“

Die Reise ward in Begleitung eines glänzenden militairischen Gefolges angetreten und ging über Ostende. Bevor sich jedoch der Feldherr von dort ab zum eigentlichen Heere der vereinigten Engländer und Holländer begab, das zur allgemeinen Deckung zwischen den Städten Gent, Brüssel und Antwerpen seine Hauptstellung genommen, beschloß er, sich zuvor noch eine genauere Kenntniß

des künftigen wahrscheinlichen Kriegsschauplatzes zu verschaffen und namentlich die Festungen zu besuchen, welche in West-Flandern und dem Hennegau die Grenzen der Niederlande gegen Frankreich zu schützen bestimmt sind. In langsamem Zuge und jenen Zeiten angemessenen Tagereisen begab sich der Herzog mit seinem Gefolge von Ostende nach Kortryck, dann nach Dornyck, Ath und endlich nach Mons.

Von den genannten Festungen ist die letztere jedenfalls die bedeutendste, sowohl ihres Umfanges, als auch besonders ihrer geographischen Lage wegen. Sie ist ein weit vorgeschobener Posten, der höchstens zwei Stunden von der französischen Grenze, dem heutigen Departement du Nord entfernt liegt. Darum wandte auch Marlborough ihr seine ganze Aufmerksamkeit zu und verweilte ungewöhnlich lange in ihren Mauern. Täglich wurden die Werke besichtigt, dabei dieses gelobt, jenes getadelt — Neues und Besseres ward erbaut, die Batterien wurden verstärkt, und um alle Fälle gesichert zu sein, setzte Marlborough einen seiner Verwandten, den General Townshand, zum Commandanten der mit einer vergrößerten Besatzung versehenen Festung ein. —

An einem solchen Tage der Arbeit war es, als der ungewöhnlich schöne Frühlingsmorgen den Herzog bestimmte, das von der Festung bis zur französischen Grenze sich erstreckende Plateau mit allen darauf sich befindlichen militairischen Stationen zu besichtigen. Sein ganzes Gefolge nahm an dieser Ausflucht, die zu Pferde ausgeführt wurde, Theil. Nichts entging dabei dem Auge des großen Feldherrn; jede Erhebung oder Vertiefung des Terrains, jedes Haus, jeder Baum oder jedes sonstige Hinderniß — insoweit die neuere ausgebildete Kriegskunst solche Dinge als Mittel zu ihren Zwecken zu benutzen versteht — ward bemerkt und darüber mit den Begleitern geredet. Marlborough knüpfte an die Festung Mons noch ganz besondere Pläne, Pläne, die ihm wie ein herrliches, zu erreichendes Ziel und die höchste Stufe seines künftigen Ruhmes vorschwebten. Konnte der weit vorgeschobene Posten Mons am besten die niederländische Grenze gegen Frankreich decken, so konnte er zugleich auch für seinen Inhaber der gelegenste und sicherste Punkt werden, um von dort aus durch kühnen Einfall in Frankreich und durch einen Marsch direct auf das nicht allzu entfernte Paris zu, welche Stadt nur höchst unbedeutende Deckungen vor sich liegen hatte, den Krieg auf

eine großartige Weise zu enden. Vollkommen derselbe Zug, der damals schon Marlborough im Geiste vorgeschwebt, sollte aber freilich erst nach 113 Jahren in den Befreiungskriegen von Deutschen und Engländern vereint zur Ausführung gebracht werden!

Unter anregenden, den Krieg und alle seine verschiedenen Möglichkeiten betreffenden Gesprächen war die Gesellschaft bald an der französischen Grenze angelangt. Ein kleines und nur für den ersten Anlauf hinlänglich befestigtes Wachthaus war hart an derselben vor kurzem angelegt worden, eben groß genug, um ein Piquet Soldaten zu beherbergen, die durch Signale in beständiger Verbindung mit der Hauptfestung waren und schnell alles zu melden hatten, was sich ihnen gegenüber Außerordentliches auf feindlichem Boden etwa zutragen sollte.

Hier machte man Halt. Das Auge des Feldherrn schweifte nach allen Seiten über die unbegrenzte Ebene hin, ganz besonders aber blieb dasselbe dem gegenüberliegenden französischen Boden zugewandt. Dem Beschauer fällt hier zunächst das kaum eine Stunde von der Grenze entfernte, langgestreckt daliegende Dorf Malplaquet mit seiner überreich gesegneten Feldflur auf; erst hinter demselben steigt die Ebene sanft und allmälig in die Höhe,

jedoch nicht, um eigentliche Hügel, sondern nur ein Plateau zu bilden, welches sich ohne Unterbrechung bis zu den Quellen der Schelde ausdehnt. Am Rande desselben sah man deutlich an verschiedenen Orten Posten, Zelte und andere militairische Einrichtungen — Beweise, daß die Franzosen nicht unterlassen hatten, ebenso sorgfältig nach ihren Feinden auszuspähen, wie diese ihrerseits auf's Beobachten eingerichtet waren.

Nach langem, schweigendem Hinblicken auf alle diese Punkte, und nachdem er sein Glas bald auf diesen, bald auf jenen derselben gerichtet hatte, gab endlich der Herzog von Marlborough seinen Gedanken Worte und sprach sich seiner Umgebung gegenüber mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit und Offenheit über das aus, was in diesen Augenblicken in seinem Innern vorging.

„Meine Hoffnung," sprach er, „der ich mich bei diesem Feldzuge am liebsten ganz hingebe, ist die, daß es unseren tapferen Truppen gelingen wird, die Franzosen so weit zu besiegen, oder wenigstens zurückzudrängen, daß wir den Feldzug durch Einrücken in deren eigenes Land beendigen und dem stolzen Könige von Frankreich hier die Friedensbedingungen dictiren können. Ich überzeuge mich durch den Augenschein jeden Augen-

blick mehr und mehr davon, daß es für einen solchen Einmarsch in Feindesland keinen günstigeren Stützpunkt und Rückhalt geben kann, als unser Mons. Ich vermeine, daß man noch viel und oft dieser Stadt gedenken werde. Sehen Sie jenes vor uns liegende Plateau und das dahin ansteigende Feld! Ist dies gewonnen und die Armee marschirt so, daß ihr rechter Flügel stets sich zur Deckung an den Thalweg der Schelde anlehnt, so kann sie, ohne erheblichen Widerstand zu finden, bis in die Mitte der Picardie gelangen und von dort aus dann weiter ihren Zug in das Innere Frankreichs fortsetzen, und zwar nach jeder beliebigen Seite hin, wo der Feind am leichtesten verwundbar ist. Freilich sind die französischen Generale auch nicht so ganz zu übersehen und kennen gewiß ebenso gut als wir die Bedeutung jenes Höhenzuges und Plateaus hinter Malplaquet; sie werden dieses sowohl wie jenen als ihr letztes Heil bis auf den letzten Mann vertheidigen und — meine Herren, gedenken Sie demnächst meiner heutigen Worte — dort wird noch viel tapferes englisches Blut fließen müssen. Sei es darum! Mag es immerhin auch mein eigenes sein — ich setze es von ganzem Herzen für den Erfolg ein und bin zugleich überzeugt, daß gleich mir jeder brave

Engländer sein Leben gern und willig für den Ruhm dahingeben werde!“

So redete Marlborough zu den Seinen im April des Jahres 1702. Der untrügliche Blick des bewährten Feldherrn hatte die sieben Jahre später geschlagene Schlacht bei Malplaquet, die blutigste des ganzen Krieges, richtig vorausgesehen. Nur in den Folgen, die er damit im Geiste verband, irrte er sich. — Der Mensch kann wohl nothwendige Folgen von Ereignissen vorhersehen, aber nimmer wird er erfahren und verkünden, was die Zukunft bringt, wenn ihr Resultat von launenhafter Intrigue und augenblicklichem Vortheil der sich gegenseitig anfeindenden Menschenkinder abhängig wird. Hier ist eine unberechenbare Veränderlichkeit, und selten bringt der kommende Tag zur Erfüllung, was der heutige verheißen. Der Mensch kann sich mit größerer Sicherheit dem beweglichen Meere hingeben, er hat Steuer und Compaß, um an’s Ziel zu gelangen — auf dem Felde der Parteisucht und der Intrigue giebt es für den, der es betreten, weder Halt, noch Hülfe, er muß hinnehmen, was die Gelegenheit bringt, und vernichten, um nur selbst oben zu bleiben.

Die stechende Frühlings-Mittagssonne brannte auf die kahle, fast nirgends die Wohlthat eines Schattens gewährende Ebene hernieder. Bei eigener, noch immer vorhandener Schwäche, welche die Krankheit des Feldherrn zurückgelassen, hatte die Anstrengung des Rittes, noch mehr aber wohl die innere Aufregung seiner Gedanken den Herzog auf's Höchste erschöpft, und dringend verlangte er nach der Erquickung eines Trunkes. Die Begleitung war sofort bereit, einen solchen herbeizuschaffen, allein es fand sich nichts, als ein Glas frischen und kühlen Wassers, aus dem Brunnen des Wachthauses geschöpft, bei dem sich die Gesellschaft gerade aufhielt. Ein Soldat des Besatzungspiquets besorgte das Gewünschte, und ließ sich auch die Ehre nicht nehmen, das Glas eigenhändig seinem Feldherrn darzureichen. Dieser kam jedoch nicht zum Trunke, denn in demselben Augenblicke, als er sich hinabbeugte und das Glas eben ergriffen hatte, ward sein Pferd durch irgend einen Umstand unruhig und bäumte sich, und der Herzog, der schnell mit der Hand wieder nach dem Zügel suchte, welchen er dem Thiere auf den Hals gelegt, vergoß das Wasser und zwar so ungeschickt, daß seine Kleider dadurch auf's äußerste durchnäßt wurden.

Die Umgebung des Herzogs nahm mit Schrecken das Geschehene wahr, er selbst verlangte jedoch, daß man nicht die geringste Notiz davon nehmen möge. Allein bei ruhiger Ueberlegung der Situation hielten die Herren des Gefolges es doch für ihre Pflicht, den Feldherrn zu veranlassen, so rasch als möglich nach der Stadt zurückzukehren, um dort eilends die Kleider zu wechseln. Das sei unnöthig, entgegnete Marlborough, es habe jedenfalls so lange Zeit, daß er wenigstens noch einige Punkte des Terrains besichtigen könne. Doch auch sein Arzt, der sich im Gefolge befand, stellte warnend vor, wie die geringste körperliche Erkältung von neuem größeres Uebelbefinden hervorrufen könne, und die anwesenden höheren Officiere wiesen darauf hin, daß bei dem, was England vom Herzoge hoffte und verlangte, die höchste Schonung seiner eigenen Person Pflicht sei; so entschloß sich der Feldherr endlich zur Umkehr. Dabei wandte er sich lachend und im Scherz an seine Umgebung und sprach die Worte: „Wir waren mit unserem Feldzuge so schön im Gange und fast schon vor Paris angelangt, meine Herren, und nun zwingt uns ein erbärmliches Glas Wasser zur Umkehr und zum Rückzuge nach unserm Ausgangs=

punkte! Eine so geringfügige Ursache und eine so große Wirkung! Vorwärts, meine Herren!“ Und dahin brauste die Cavalcade, der Festung Mons zu.

Was hier im Scherz über diesen idealen Gedankenfeldzug geredet war, sollte acht Jahre später bei dem wirklichen Feldzuge in fast erschreckender Weise Wort für Wort in Erfüllung gehen. Der Krieg begann, der Herzog von Marlborough schritt von Sieg zu Sieg, von Eroberung zu Eroberung, und seines Ruhmes in Europa war kein Ende. Mit der im September 1709 siegreich geschlagenen Schlacht bei Malplaquet hatte er wirklich das Terrain gewonnen, das ihm den Weg nach Frankreich öffnen sollte, und schon machte er Anstalt, diesen zu betreten, als in England am Hofe der Königin Anna die politischen Intriguen begannen, welche, mit Einsetzung eines Tory-Ministeriums, den Sturz der Familie Marlborough herbeiführen sollten. Immer größeren Boden gewann von Tag zu Tag die der letzteren entschieden feindliche Partei, bis endlich das bekannte, von der Herzogin von Marlborough — der Gemahlin des Feldherrn — der Königin Anna über die Robe geschüttete Glas Wasser die Katastrophe in dem Intriguenkampf herbeiführte. Die Schwäche und die Laune

einer ihr ganzes Leben hindurch unmündigen Königin liehen jener Partei bald ein immer willigeres Ohr — die Familie Marlborough fiel in Ungnade. Der Herzog ward seiner Feldherrnwürde enthoben und mit seinen ruhmreichen Feldzügen nahm es ein rasches und jähes Ende. Von der Grenze Frankreichs, die er eben als Sieger zu überschreiten gedachte, ward er nach England eilends zurückberufen. — —

Was soll man zu diesem Ereigniß sagen und wie den darin liegenden inneren Zusammenhang auffassen? Die Schicksals- und Prädestinations-Tragödien und Romane sind längst abgethan und außer Cours gesetzt, und wer ihnen etwa noch das Wort reden wollte, würde verlacht werden. Tausende solcher Geschichten, in denen das Bestehen oder Untergehen edler und hoher Familien mitunter von ganz unbedeutenden Dingen — es brauchen nicht immer die Planeten des Himmels und deren Constellationen zu sein — abhängig gemacht ist, sind in die Märchenbücher verwiesen und dienen der Kindheit mitunter zur großen Ergötzlichkeit; aber ein Vernünftiger und Erwachsener wird so etwas für Fabel erklären, an die man in reiferen Jahren nicht mehr glauben darf.

Von einer Ironie des Schicksals muß ganz abstrahirt werden — diese darf höchstens nur noch als ein geniales Witzschlagwort vorgeführt werden. —

Bei einer näheren Betrachtung des eben von uns erzählten Ereignisses bleibt daher nur ein zwiefacher Ausweg. Entweder muß man sagen: „Alles Geschehene ist reiner, blinder Zufall, nichts mehr, nichts weniger!" Dann aber freilich müßte man hinzusetzen: „ein Zufall so wunderbarer Art, daß die Sprachen der Menschen kein Wort haben, um dessen ganze Bedeutung in das rechte Licht zu setzen." Oder man müßte wieder darauf zurückkommen, daß offenbar zwischen einzelnen Stücken und Stoffen der lebendigen und todten Natur oft eine solche wunderbare Verwandtschaft besteht, so daß, wenn diese in Berührung und nähere Vereinigung treten, als Folge davon neue Gebilde und neues Leben entstehen. Es ist nicht anzunehmen, daß der Mensch außerhalb des Gesetzes und außerhalb der Folgen solcher unerklärlicher Verbindungen und Berührungen stehe, da er ja nicht als Ausnahme, sondern als ein kleines Stäubchen innerhalb der Natur sein Geschick erfüllt. Auch bei diesem mögen daher, um für die Art seines Lebenslaufes unvorherzusehende Entscheidungen herbeizuführen,

Beziehungen zu anderen Dingen oft auf unerklärliche Weise mitwirken, wenn auch der menschliche Geist nicht immer im Stande ist, einen solchen Zusammenhang nach den gewöhnlichen Gesetzen, innerhalb welchen sich der tägliche Kreislauf der Dinge vollendet, nachzuweisen. — Doch wir haben keineswegs die Absicht, ein solches Problem durch eine Entscheidung lösen zu wollen. Mögen sich daran die philosophischen Anthropologen die Zähne ausbeißen. Uns kam es nur darauf an, eine Geschichte, wie sie sich ereignet, treu und der Wahrheit gemäß wiederzugeben.

Ein
Liebeshandel aus dem 16. Jahrhundert.

In der Geschichte wie im täglichen Leben finden wir, daß der Rausch der Leidenschaft, der Liebende von den durch Gesetz und Sitte vorgeschriebenen Bahnen fortriß, weder das Geheimniß begünstigt noch zu einem guten Ende gedeiht. Alles erhebt sich gegen ihn, Gesetz und Sitte so gut wie die Menschen, die in ihrem Gefühl oder in ihren Interessen verletzt wurden, und es giebt mehr als einen Fall, wo eine furchtbare Rache das Glück des Paars grausam vernichtete.

Agnes Bernauer, eines Baders Tochter in Augsburg, der der Herzog Albrecht von Baiern sein Herz geschenkt, wird vom Vater des Geliebten, der diesen mit des Braunschweiger Herzogs Erich Tochter zu vermählen wünscht und in Agnes ein Hinderniß zur Ausführung dieses seines Planes erblickt, in Abwesenheit des Geliebten gefangen genommen, der Zauberei, mit der sie es dem jungen Fürsten angethan, angeklagt, schuldig befunden und in der Donau grausam ertränkt.

Gabriele d'Estrées, die schöne und sanfte Geliebte des guten Königs Heinrich IV. von Frankreich, stirbt durch Gift, welches ihr auf Befehl der Gemahlin desselben, Margarethe von Valois, die eine Scheidung von dem königlichen Gatten befürchtet, beigebracht wird, indeß Ines de Castro, die sich der Infant Pedro, Sohn Alfonso's IV. von Portugal, erkoren, unter den Dolchstichen der Mörder, die Letzterer gedungen, ihr junges Leben aushauchen muß. Der glückliche Ausgang, den das Verhältniß des Erzherzogs Ferdinand mit der aus einem Patriziergeschlechte in Augsburg entsprossenen Philippine Welser nahm, steht sehr vereinzelt da.

Ein Fall, der zwischen diesem glücklichen Ausgange und jenen tragischen Verhältnissen liegt, ist der der Eva von Trott, der Geliebten des Herzogs Heinrich des Jüngeren von Braunschweig, ein Fall, der wenigstens ein gutes Ende nahm, wenn auch das ganze Leben dieser fürstlichen Geliebten nichts weniger als froh und heiter zu bezeichnen ist. Wohl selten ist die Geschichte zweier Liebenden mehr der Gegenstand der romantischen Bearbeitung Seitens der Dichter und Schriftsteller geworden, als diese. Daß dabei viele Entstellungen, vieles von der Wahrheit sehr Abweichende zu Tage gekommen,

ließ sich nicht vermeiden. Doch würde unter solchen Umständen eine streng historische Darstellung des Falles vielleicht nicht ganz uninteressant sein, und eine solche ist in Nachstehendem zu geben versucht. —

Herzog Heinrich der Jüngere von Braunschweig-Wolfenbüttel vermählte sich im Jahre 1515 mit Maria, einer Tochter des Herzogs Heinrich von Württemberg. Wenn gleich der leidenschaftliche, nimmer rastende, unruhige Herzog neben seiner Gemahlin manchem Weiblein und Maidlein gar wohl und günstig gesinnt war, daraus auch nichts weniger als ein Geheimniß machte, so ließ er es doch an der, seiner Gemahlin gebührenden Achtung nimmer fehlen, und die fürstliche Ehe schien eine recht glückliche. Doch nur kurze Zeit dauerte solches Glück. Es war im Jahre 1522, als der Herzog die schöne Tochter des hessischen Ritters Hermann von Trott, Eva, erblickte. Rasch war sein Herz in Flammen gesetzt; er näherte sich der Jungfrau, gestand ihr seine glühende Liebe und ward — erhört. Auf seinen besondern Wunsch nahm seine Gemahlin das Mädchen kurz darauf unter die Frauen und Jungfrauen, die zu ihrer unmittelbaren Umgebung gehörten, auf, eine Ehre, die die Familie von Trott gar wohl zu schätzen wußte

und wegen der sie der Fürstin ihren tiefsten Dank bezeugte.

Der Herzog und das neue Hoffräulein gaben sich jetzt ungestört ihren Gefühlen hin, und die Folgen dieses Verhältnisses konnten nicht lange ein Geheimniß bleiben, denn schon während ihres Aufenthaltes am Wolfenbütteler Hofe ward Eva dreimal Mutter. Obgleich sie, sobald die Zeit der Geburt heranrückte, unter irgend einem Vorwande aus der Nähe der Fürstin verschwand, um in der am Harze heimlich und versteckt liegenden Staufenburg ihre Niederkunft abzuwarten, in dies Geheimniß auch nur wenige vertraute Personen, die sich nimmer in der Nähe der Herzogin blicken ließen, gezogen wurden, so entstanden doch bald Anfangs leise und immer lauter und lauter werdende Gerüchte über das Verhältniß des Herzogs mit ihr, die die Fürstin plötzlich aufmerksam und forschend werden ließen. Und bald mußte ihr der weibliche, in solchen Dingen große Scharfsinn sagen, daß diese Gerüchte, die neue Nahrung dadurch gewannen, daß Eva verschiedene Heirathsanträge, welche ihr von mehreren der angesehensten Ritter und Edlen gemacht wurden, ohne einen Grund angeben zu können, abschlug, jedenfalls nicht aller Ursache entbehrten.

Furchtbar ward ihre Eifersucht rege und gar böse Stunden hatte Eva jetzt bei der früher so milden Herrin zu erdulden, die es sogar für ihre Pflicht hielt, von ihren Vermuthungen den Angehörigen des Hoffräuleins Kunde zu geben. Sofort wandten sich dieselben an den Herzog mit dem ehrerbietigen, aber dringenden Ersuchen, ihnen mitzutheilen, was an diesen Gerüchten Wahres. Doch der Fürst betheuerte den Angehörigen durch die heiligsten Schwüre die Unwahrheit solch schändlicher Beschuldigungen, gelobte auch den Urheber derselben zu erforschen, um diesen mit den härtesten Strafen zu belegen. Die Familie derer von Trott beruhigte sich hierauf, und das Verhältniß zwischen dem Herzog und Eva blieb wie zuvor.

Obgleich auf diese Weise die umlaufenden Gerüchte vorläufig verstummten, so sahen die Liebenden doch selbst ein, daß dies nur auf kurze Zeit der Fall sein würde, und jene früher oder später wieder laut werden müßten. Dies zu verhindern, darauf richteten sie jetzt ihr ganzes Sinnen und Trachten. Nach langem Ent- und Verwerfen vieler Anschläge und Entwürfe von beiden Seiten, einigten sie sich endlich über einen vom Herzoge gefaßten höchst abenteuerlichen Plan also: Man beschloß,

Eva vor den Augen der Welt anscheinend sterben, statt ihrer indeß eine Puppe in den Sarg legen und beisetzen, sie selbst aber auf die einsame Staufenburg bringen zu lassen, um dort fern von der Welt im Arm der Liebe das frühere Leben weiter zu führen. Mit Ausführung dieses Planes wollte man nicht allzu lange warten.

Es war nahe vor der Geburt ihres vierten Kindes und kurz vor dem Feste des heiligen Michael im Jahre 1532, als Eva die Fürstin um ihre Entlassung bat, dabei bemerkend, daß ihre Ehre durch jenen schändlichen Verdacht so verletzt sei, daß sie nimmer am Wolfenbütteler Hofe ferner weilen könne; bei ihren Eltern hoffe sie in ländlicher Stille und Abgeschiedenheit ihren Frieden und ihr früheres Glück vielleicht wieder zu finden, was an der Stätte der Verleumdung nimmer der Fall sein würde. Froh, daß eine Nebenbuhlerin sich freiwillig entfernte, beschenkte die Herzogin die Scheidende reich, und schon einige Tage später schickte sich diese an, den Hof zu verlassen. Doch noch ehe dies geschah, hatte sich der Herzog, bei einer Anwesenheit in Braunschweig, in der Frühe eines Morgens zum Meister Simon, dem Bildschnitzer begeben und diesen be-

auftragt, ihm ein Todtenbild in menschlicher Form und Größe anzufertigen. Als darauf der Meister an den Herzog die Frage richtet: „ob das Bild ein männliches oder ein weibliches Wesen darstellen solle?" spricht dieser: „Nach Eurem Belieben, Meister! Liefert mir das Bild nur bald." Der Herzog entfernt sich, und Simon beginnt sofort seine Arbeit, um diese so rasch wie möglich zu beenden.

Doch wie groß ist des Meisters Schrecken, als er wahrnimmt, daß er zu solchem Kunstwerke zur Zeit nicht brauchbares Holz genug vorräthig. Sofort meldet er dies dem Herzoge, dabei bemerkend, daß er sich solches Material kaum in einem Monde beschaffen würde und ob die Frist zur Vollendung der Arbeit daher nicht verlängert werden könne? Eiligst erwiderte der Herzog dem Meister, daß er unter solchen Umständen von dem Todtenbilde nur den Kopf, zu dem er wegen der Haare noch nähere Angaben macht, rasch vollenden und ihm diesen nach Wolfenbüttel bringen möge. Auf eine fernere Frage Simon's, ob zu dem Kopfe auch ein Bart erforderlich, entgegnet der Herzog: „Nein, den Bart will ich schon selbst machen." Der Meister trennt also von dem schon angefangenen Bilde den nach den An-

gaben des Fürsten verfertigten Kopf ab, verbirgt diesen unter seinem Oberkleide und bringt ihn nach Wolfenbüttel zum Herzoge, der denselben in Empfang nimmt und den Meister, fürstlich belohnt, entläßt. —

Zu derselben Zeit, als Heinrich der Jüngere die Puppe bestellt, versichert er sich auch der Personen, die in dem beschlossenen Sterbeschauspiele mitwirken sollen. Es sind dies der Amtmann der Staufenburg, Engelbert Dedeken, dessen Ehegespons Alheid, der Küchenschreiber Christoph Schmidt, zwei alte Weiber, die „lange Mettel“ aus Peine und die „Kippenbergen“, eines Schneiders Frau in Gittelde; sodann der Gandersheimer Amtmann, Heinrich Scharfenstein, der dortige Amtsschreiber und die Frau des spätern Amtmanns auf der Staufenburg, Johannes Dankwert. Nachdem diese Personen für die vorzunehmende Todescomödie ihre Rollen empfangen, beginnt diese selbst also:

Eva begiebt sich an einem Frühlingsmorgen in Begleitung des Küchenschreibers Christoph Schmidt auf die angebliche Heimreise zu ihren Eltern. Als die Beiden nun gegen Abend Gandersheim glücklich erreicht haben, erkrankt das Fräulein plötzlich, so daß von einer Weiterreise keine Rede sein kann. Sie wird deshalb in die

Burg geführt, indeß der Küchenschreiber den Amtmann Scharfenstein aufsucht, diesen von der Krankheit seiner Begleiterin zu benachrichtigen, ihn auch um eine Wärterin für die Nacht zu ersuchen. Ganz wie zufällig erklärt sich die Pflegerin des wassersüchtigen Amtmanns, die Dankwerten, bereit, mit Genehmigung ihres Herrn, den erbetenen Dienst bei dem ehemaligen Hoffräulein für die Nacht zu leisten, und zu ihr gesellen sich, natürlich auch ganz zufällig, die lange Mettel und die Kippenbergen. Da dies würdige Trifolium, auf daß die Krankheit des Hoffräuleins unter den Leuten bekannt werde, einen Aderlaß für ganz dienlich hält, so schickt man nach dem Gandersheimer Bader zur Vornahme einer solchen Operation. Dieser ist indeß nicht daheim und es erscheint dessen Frau, die das Hoffräulein auch sehr erkrankt findet, „sintemalen das gute Kind um den Kopf herum ganz braun gewesen,“ meint aber, indem sie von dannen geht, der Aderlaß werde gewiß gute Dienste thun. Doch ihre Voraussetzung trifft leider nicht zu, indem die Trottin sich am folgenden Morgen, der Frau des Baders gegenüber, kränker denn je nennt.

Dies kann sie indeß nicht verhindern, sich in der Nacht desselben Tages frisch und fröhlich von ihrem

Lager zu erheben, den vom Meister Simon gefertigten Kopf nebst anderen zu einem menschlichen Körper gehörenden Stücken aus ihrer Reisekiste hervorzuholen, um mit Hülfe der langen Mettel und der Kippenbergen aus diesen Bruchtheilen ein menschähnliches Wesen zu bilden, das man alsdann mit Sand, Stroh und Haidekraut ausstopft, in ein leinenes Tuch wickelt, das Haupt mit einem dichten Schleier bedeckt und es sodann auf Eva's Lager legt. In der Frühe des folgenden Morgens verläßt das Hoffräulein darauf mit der Kippenbergen Gandersheim, um sich nach der Staufenburg zu begeben, indeß die lange Mettel und die Dankwerten zum Küchenschreiber eilen, um diesem anzuzeigen, daß die Trottin in der verflossenen Nacht eines plötzlichen Todes verblichen sei. Christoph Schmidt giebt sofort dem Amtmann von dem Vorfall Kunde, läßt auch einen Sarg für die Verstorbene anfertigen, in welchen die beiden Weiber die in der Nacht verfertigte Puppe niederlegen.

Eben ist dies geschehen, als die Frau des Baders im Schlosse erscheint und durch ihre neugierigen Fragen wegen des Todes des Hoffräuleins, den sie nach ihrem Aderlasse fast für unmöglich hält, die Weiber also ängstigt, daß diese den Küchenschreiber dringend bitten,

doch den Sarg zu schließen, indem sonst das Schlimmste zu befürchten. Christoph Schmidt, hierdurch besorgt gemacht, nagelt darauf eigenhändig die Todtenlade zu, indeß er zugleich verbreiten läßt, daß die Verblichene an einer pestartigen Krankheit gestorben und die frühe Schließung des Sarges dadurch zur Nothwendigkeit geworden sei. Er übergiebt diesen sodann dem Pfarrer und dem Schulmeister mit seinen Schülern, die denselben unter Begleitung einer großen Menge nach der Barfüßer-Kirche bringen, woselbst ihn die Franciscaner in Empfang nehmen und unter Singen von Vigilien und Seelenmessen beisetzen.

Christoph Schmidt und der Amtsschreiber besichtigen hierauf die Hinterlassenschaft der Verblichenen, die aber an Gelde nicht mehr denn fünf Thaler beträgt. Sie vertheilen diese unter die Leidtragenden beim Begräbniß, wogegen sie die vom Hoffräulein zurückgelassenen wenigen Kleider den Eltern desselben zusenden. Nachdem auch dies geschehen, eilt der Küchenschreiber nach dem Fürstenberge, woselbst der Herzog weilt, um diesem von dem glücklichen Gelingen ihres Anschlages Kunde zu geben, und auch der Gandersheimer Amtmann fertigt pro forma einen Boten an den Fürsten ab, um von dem

Tode der armen „Trottin“ Meldung zu thun. Als der Bote nun seinen Auftrag ausführt, sagt der Herzog anscheinend sehr bewegt und traurig: „Nun sei Gott ihr gnädig; es war ein fromm, redlich Mensch!“ Er setzt darauf seine Gemahlin in Wolfenbüttel von dem Tode der Trottin in Kenntniß, die, froh die Nebenbuhlerin nun ganz entfernt zu wissen, ihr zu Ehren am Hofe prächtige Exequien anordnet, und die Pfaffen, welche die Vigilien und Seelenmessen halten, empfangen ein Jeder zwei Mariengroschen nebst Essen und Trinken aus der Hofküche. —

So war Eva von Trott in den Augen der Welt gestorben und beerdigt, während sie in der That auf der Staufenburg haus'te und das Verhältniß mit dem Herzoge eben so wie früher bestand. Damit von diesem indeß nichts in die Oeffentlichkeit dringen möge, hatten die Insassen des Schlosses — unter ihnen fast alle Personen, die bei der Todescomödie mitgewirkt — einen feierlichen Eid leisten müssen, Niemand, es möge sein, wer wolle, davon Kunde zu geben.

So gingen mehrere Jahre dahin. Eva gebar dem Herzoge in diesem Zeitraume noch vier Kinder: Sidonia, Alexander, Eva und Eitel Heinrich. Die Welt mochte

sie wohl vergessen haben, und nichts schien ihr Verhältniß mit dem Herzoge stören zu wollen. Da — es war im Jahre 1540 — tauchten, durch die Plauderei eines Insassen der Staufenburg, eines Jägers, hervorgerufen, plötzlich wiederum leise Gerüchte über Eva von Trott auf. Zwar mußte der Schwätzer sein Vergehen mit dem Tode büßen; doch was half's. Die Sache war einmal zur Sprache gekommen und die anfangs leisen Gerüchte nahmen von Tage zu Tage eine bestimmtere Form an und wurden bald so bestimmt — die alten Weiber, die lange Mettel, die Kippenbergen und Dankwerten mochten auch wohl geplaudert haben —, daß bereits im Jahre 1541 Einige geradezu aussprachen, Eva von Trott sei damals gar nicht gestorben; für sie sei eine Puppe beigesetzt, während sie selbst auf der Staufenburg als Geliebte des Herzogs lebe.

Jetzt aber erhob sich ein Lärmen und Zetern, das kein Ende nehmen wollte. Es war inmitten der Zeit des ersten, unter dem Namen des Schmalkaldischen Krieges bekannten Kampfes zwischen Protestanten und Katholiken, in dem sich die beiden Glaubensparteien und vorzüglich die Häupter derselben — unter ihnen auf protestantischer Seite der Kurfürst von Sachsen und der

Landgraf von Hessen, auf katholischer aber Herzog Heinrich der Jüngere von Braunschweig — nicht allein mit dem Schwerte, sondern auch mit Schrift und Wort bekriegten; es giebt wohl keine an sogenannten Flugblättern reichere Zeit als diese. Solcher unblutigen, aber höchst scharfen und giftigen Waffen nun bedienten sich die protestantischen Häupter eifrig, um in denselben unter den vielen Anklagen, die sie gegen Heinrich schleuderten, auch die mit aufzunehmen, daß er die Religion geschändet, indem er einer Puppe Messen und Vigilien habe lesen lassen, mit dem ehemaligen Hoffräulein Eva von Trott aber noch immer ein vor Gott und den Menschen unerlaubtes Verhältniß führe.

Der Herzog Heinrich antwortete mit gleichen Waffen. Zwar vertheidigte er sich den Anschuldigungen der protestantischen Führer gegenüber nicht, wohl aber häufte er auf diese ähnliche Klagen und Beschuldigungen, zu denen auch sie freilich Veranlassung genug gaben. So veröffentlichte der Kurfürst von Sachsen eine Schrift: „des durchlauchtigen Fürsten Johannes Friedrichen wahrhafftige, bestendige, gegründte, christliche und aufrichtige Verantwortung wider des verstockten, gottlosen, vermaladeyten Ehrenschänders, böstätigen Barabas auch Holo-

fernes von Braunschweig, so sich Herzog Heinrich den Jüngern nennt, unverschempt, calphurnisch Schand- vnd Lügenbuch wider vorgemelten Churfürsten von Sachsen 2c. 2c.," wogegen der Braunschweiger Herzog ein Schriftlein in die Welt sandte des Titels: „Des durchlauchtigen Fürsten Heinrichs des Jüngern erhebliche, gegründte, wahrhafftige, göttliche und christliche Quadruplica wider des gottlosen, verruchten, verstockten, abtrünnigen Kirchenräubers und vermaledeyten boshaftigen Antiochi, Novatiani, Severiani, der sich Herzog Hansen Friedrich zu Sachsen nennt, erdicht, erlogen vnd unverschempt Lästerbuch, welches er wider bemelten Herzog ausgegossen hat."

In dieser Schrift griff der Braunschweiger indeß nicht allein den Kurfürsten an, sondern spritzte auch gegen Luther und die Protestanten seine Galle aus. Doch der Reformator ließ sich nicht widerstandslos angreifen. Er veröffentlichte bald darauf seine berühmte Schrift: „Wider Hans Worst," in der er ein gar arges Conterfei von Heinrich dem Jüngern giebt. Schon der Anfang der Schrift läßt wenig Gutes über den Herzog, den Luther fast immer „den Heintz von Wolffenbuttel" nennt, hoffen. „Es hat der von Brunsuig zu Wolfenbuttel itzt abermal ein lesterschrift lassen ausgehen, darin

er an meines Gnedigsten Herrn des Churfürsten zu Sachsen ehren, seinen grind vnd gnatz zu reiben furgenommen. — — Da flucht, lestert, plerret, zerret, schreiet, und speiet er also, das wenn solche wort mündlich von jm gehöret würden, so würde jeder man mit keten vnd stangen zulauffen, als zu einem, der mit einer Legion Teuffel (wie der im Euangelio) besessen were, das man jn binden vnd fangen muste."

Ueber das Verhältniß des Herzogs Heinrich zu Eva von Trott läßt sich Luther in dieser Schrift etwas dunkel also aus: „Aber von Anfang hat nie keiner den Ehestand lesterlicher geschendet, denn Heintz von Wolffenbuttel, der heilige nüchtern man, als der seine schendliche, unbusfertige, verstockte Ehebrecherey, vnter dem schrecklichen urteil und zorn Gottes (nemlich dem Tod, der alle Menschen frisst, das uns auch allein Gottes Son da von hat müssen helffen) schmücket und berget, dazu unter seinem Gottesdienst, Messe und Vigilien, machet also ein Helokeplin, ja eine Narrenkappe, beide aus Gott und dem Christlichen glauben, als were der Tod, Aufferstehen und ewiges Leben ein schertz vnd geucherey, und Gott were nicht gnugsam damit geschendet, das sein verbot vom Ehebruch veracht wird, Sondern muß dazu noch als ein

schandeckel verspottet werden, das nicht wunder were, ob Gott ein Land drumb versinken liesse, wie Sodom und Gomorra. Und solcher Gottes lesterer vnd Spötter darf noch andere löbliche Fürsten richten und schmehen! Der Türke (sagt man) hat wol über hundert Frawen, noch ist sein wesen nicht so mit Gottes namen und werck, als mit einer Narren kappen geschendet, wie dieses Heintzen."

Auch in vielen gegen den Braunschweiger Fürsten gerichteten Schmähliedern, die fast sämmtlich aus dem damals unter dem Namen: „Unsers Herrgott's Canzlei" bekannten strengprotestantischen Magdeburg hervorgingen, wenigstens dort gedruckt wurden, wird der Sterbecomödie der Eva von Trott gedacht. So in einem des Namens: „Drey Newe vnd lustige Gesprече. Wie der Wolff, so etwan, doch nicht lang, ein mensch, Heintz Wolffenbüttel genannt, jm abgrund der Hellen verdampt sey," an einer Stelle:

„Bericht mich fort, du bist ja der?
Der jnn der welt beschrieben ist,
Das du durch heimlich tück vnd list,
Ein Jungfrawlein gantz lobesam
Geborn von Adelichem Stam,
Aus deinem frawen Zimer bracht,
Vnd sie jhr Ehrn entsetzt mit macht,

Inn dem böslich dein Ehlichs weib
Verschmeht, vnd jhr gestoln dein leib,
Hast auch ein Leich geticht daher,
Als ob die Jungfraw gestorben wer? —"

„Zum sechsten, weil er hat geschwecht,
Ein Jungfraw aus Adlichem geschlecht,
Die ehrlich Eldern hat gehat,
Den er von wegen viel wolthat,
Seer grosen Danck, wer schuldig gwest,
Inn ehrn bey jr zu thun das best,
Wie er solchs tewer geschworen hat,
Er wöld jr gnadn an tochter stadt,
Die hat er, seiner trew vng'acht,
Aus seins weibs Frawenzimmer bracht,
Sie heimlich gfüret auff ein Schlos,
Da sie sein must sein Betgenos,
Den freunden schrieb ertichte maer,
Als wie die Jungfraw gstorben wer,
Wie denn zur erdn wart bestat
Ein falsche Leich aus seinem radt." —

Und nun folgt in dem Gedichte die Strafe, mit der solches Vergehen zu büßen sein würde, die ich mitzutheilen mich indeß wohl hüten werde, da sie für vieler Leser Ohren doch etwas zu kräftig sein möchte.

Ein anderes Lied: „New Zeitung von den verjagten, strümpfichten Weissen Roß" betitelt, besingt den Fall also:

„Wie er ein fromm Jungkfraw gnöt
Ihr ehrn wider Gott entsetzt,
Ghein Stauffenburgk geschickt, zu letzt
Daselbst gehalten vntherm schein
Als ob sie todt, die zart vnd fein,
Die doch viel lebendiger kindt
Mit ihm gezeugt — — — — — —“

Und in einem fernern poetischen Ergusse jener Zeit des Titels: „Ein Getichte darinne angezeigt wird, wie from Herzog Heinrich von Braunsweig, Vnd wie böse die Lutherischen sein,“ heißt es:

„Wie seien böse Gerüchte laut
Auch von der begrabenen Braut,
Die heut zu tag noch leben sal
Vnd sich ernert jnn seinem stall.“

Daß unter solchen Umständen die Verwandten der Eva von Trott, die schon damals beim angeblichen Tode der Jungfrau ungewissen Verdacht geschöpft, die Sache nicht stillschweigend ruhen ließen, ist nicht zu verwundern. Es war auf dem Regensburger Reichstage im Jahre 1541, als die Familie derer von Trott dem Kaiser Karl V. eine weitläuftige Klageschrift wider Herzog Heinrich den Jüngern von Braunschweig überreichten. In derselben erzählen sie nach einer langen Einleitung, in der sie freilich melden, daß sie „so viel müglich, in

dieser Schrifft unnöthige Worte meyden wollen, den Fall sehr umständlich. Zuvor berichten sie, „daß sich die Frawen vnd Jungfrawen ihres Geschlecht von vielen hundert Jahren hero, dermassen gehalten, daß sie unter die ehrlichsten, besten Geschlecht, nicht allein im Land zu Hessen, sondern in andern Landen weit vnd breit verheyrath worden, und an denen Orten tugentlichen vnd erbarlich gelebt haben,“ und gehen dann darauf über, was sie und ihre Vorfahren alles für das Haus Braunschweig gethan, „darvon ihnen auch wol andere Belohnung gebüren und wiederfahren solt, dann vielleicht geschehen.“

Sie erzählen darauf weiter: „daß etliche ihrer Freunde vff das Vertrawen, so sie vff jhme (den Herzog) gehabt, vor etliche Zeit ihre Freundin, ein Jungfraw, in sein fürstlich Frauenzimmer gethan, dieselbig zum Ehren zu ziehen und zu fördern, welche ein junges züchtiges vnd von jhren Eltern wol erzogenes Meidlein gewest,“ wie derselben auch „von Gleichmässigen des Adels, Rittermässigen und ehrlichen Gesellen, Heyrath Handlungen furgestanden,“ der Herzog jedoch das Maidlein nicht aus dem „Frawenzimmer“ seiner Gemahlin habe entlassen wollen. Da seien ihnen plötzlich gar böse Gerüchte über

ein unerlaubtes Verhältniß des Fürsten und ihrer Freundin zu Ohren gekommen, also daß sie sich an den Herzog mit der Bitte gewandt hätten, ihnen mitzutheilen, was an solchen Gerüchten Wahres sei. „Hat er damals, mit solchen hohen Worten und Schweren, sein Vnschuldt der Gestalt fürgewandt und bethewret, daß sie ihm Glauben gegeben, und unserm Namen und Geschlecht zu Ehren, die Sach in Ruh gestellet, in Hoffnung, er solte in Betrachtung seiner Zusag und des erschollen Vngerüchts, der guten armen, ihme auff Trawen und Glauben zugestellten Jungfrawen, zum Ehren vor andern geholffen haben.“

Unerwartet sei ihnen einige Zeit später mit einem Mal die Nachricht zugegangen, daß die Jungfrau eines plötzlichen Todes verstorben, „aber gleichwol sey darbey nicht angezeigt, an was Kranckheit, oder wer darbey gewesen, oder wie es zugegangen seye, und darneben etlich geringschätzige Kleyder vberschickt, Vnnd als der Knecht solchen Brieff bracht, hat er sich mit dem Gaul stracks vmbgeworffen, darvon geritten, und weiter kein Wort geredt, also daß man sich bey demselbigen Knecht nichts hat erkunden mögen. Wiewol nun weiland der Vater, und wir an solchem kurtzen Abschied der jungen gesun-

den Jungfrawen, nicht geringen Zweiffel getragen, so haben wir es doch müssen darbey lassen.“

Sie fahren dann fort: „Nun hat sich seyther der Zeit im Reich, und sonderlich der Art Lands ein Gemürmel begeben, von einer mit Vigilien vnd Seelmessen begangnen lebendigen Jungfrawen, derwegen wir zum theil fleissig darnach gefragt, und vernommen, daß zu Gandersheim ein Baare oder verschlossener Kasten begraben, auch ein Mensch, als ob sie verstorben were, mit Vigilien und Seelmessen besungen, vnnd begangen were, haben aber keinen Menschen, weder von Frawen- oder Manns-Geschlecht, Reichen oder Armen, Frawen oder Jungfrawen, nie erfahren mögen, der bei jhrer Kranckheit oder Sterben gewesen, oder der jhren Cörper todt gesehen hatte, und gleichwol also fürlieb nehmen müssen, biß so lang, daß das Gerücht je länger je grösser worden ist, daß die Jungfraw noch lebendt zur Stauffenburg heimlich verholen sitzen, und etlicher Kinder Mutter seyn solle, wie jetzo zu Mehrung desselben Gerüchts, unser gnädigster vnd gnädige Herren, der Churfürst von Sachsen, und Landgraff zu Hessen 2c. auch andere Personen, gedachten Hertzog Heinrichen den Jüngern zu Braunschweig 2c., derselben Unthat in offentlichen Druck

bezichtiget, der auch anher von jhm unverantwortet geblieben, und nicht mit einigem beständigen Grund abgelehnet worden, wie dann Ewer Keyſ. Mayeſt. aus denſelben außgegangenen Drücken ferner klärer und gründlichere Nachrichtung dere Ding allergnädigſt zu befinden.

„Dann wiewol er ſolches Gerüchts halben faſt hart, und zu groſſen Vnehren angezogen wird, ſo macht er doch ein Geſpött daraus, zeigt aber doch nichts ſchließlichs an, als daß die Jungfraw an dem Ort, in des und des Beywesen geſtorben, von dem oder dem todt geſehen, und Chriſtlich und ehrlich begraben worden ſeie, welches je von nöhten geweſen were, auch ſeiner Ehren Nothdurfft, und der Sachen Gelegenheit zum höchſten erfordert hatte, dann ein ſolch nahmhafftig frembd Menſch ſolte je ohne Wartung, Rath und Beyſtandt ehrbarer Frawen und Jungfrawen, nicht kranck gelegen, viel weniger ohne dieſelbigen verſtorben ſeyn. Ob ſie dann gleich gehlingen (plötzlich) verſtorben were, ſo ſolte je der todte Cörper geſehen, und alſo begraben worden ſein. Zu ſolchem gibt uns mehr Stärckung, daß der Jungfrawen Eltern und Freunde allein geringe tägliche Kleyder, darvon die Bremſel abgeſchnitten, zugeſchickt, aber Ring, Ketten, Kleinodt, Damaſtken, Sammet, und

andere Seidne und dergleichen gute Kleider, so sie als ein geschmückte Hoff Jungfraw gehabt, verhalten worden seynd.“

Von all diesem nun ihrem allergnädigsten Kaiser und Herrn Kunde zu geben, dazu hielten sie sich verpflichtet, „auff daß wir darfür nicht angesehen werden, als ob wir als die Freunde, denen solcher Argwohn an gebührlichen Orthen anzuzeigen zusteht, daß jene nicht theten, daß wir von Ehren und Rechts wegen schuldig weren, und gemeine Ehrbarkeit erfordert. Darumb so zeigen wir solches Ewer Keyserlichen Mayestat, als dem Brunn aller Menschlichen-Gerechtigkeit, und Handhabern und Förderern Adels, Ehren und Ehrbarkeit, mit grosser Beschwerung an, auffs aller vnterthänigst bittendt, Ewer Keys. May. wöllen diese That gnädiglich zu Hertzen führen, So denn also, wie oben vermeldet, wie hoch auch solch Laster im Rechten, andern zu einem Exempel, sträfflich were, Nemblich daß Hertzog Heinrich der Jünger, in dem Fall wider gute Sitten, Trewen vnd Glauben gehandelt, und die Jungfraw, so jhm in Ehren, Trawen und Glauben, zu Zucht und Ehrbarkeit ziehen zu lassen, vertrawet were, selbst geschwächt hatte. Item, daß er solche ohne Wissen und Willen jhrer Eltern verborgen

und verholen enthalten, also die höchsten Laster begangen, darzu mit solchen Schein, Vigilien und Seelmessen, GOTTES Ehr vnd Mayestat schwerlich verletzt hatte, vnd darinn, als ein ehrlicher, löblicher Keyser, jhr Keyserlich Ampt erzeigen, Hertzog Heinrichen diese Ding dermassen fürhalten. Und dieweil es offenbahr und wahr ist, auch durch jhne bekandt werden muß, daß er die gemeldte Jungfraw in sein Frawen Zimmer empfangen hab, sie darinn etliche Zeit, als ein jung starck Mensch, gelebt hat, und demnach die Vermuhtung aller Rechte ist, daß sie noch auff diesen Tag lebe, daran ernstlich seyn, und verschaffen, daß er uns, als jhren nechsten Freunden, solch Mensch wieder zustelle, oder sie offentlich und frey, jhrer Nothturfft nach, gehen, stehen, leben, und handeln lasse, damit jhre Freunde und sie, nach Gestalt jhrer Sach vnd Gerechtigkeit, jhre Nothdurfft in dem Fall handeln und fürnehmen mögen, vnd vns an der zu erkundten, dieweil sie dannoch ein lange Zeit verborgen, Ob ein Nothzwang an jhr begunst, und damit es an uns nicht gelangen köndte, deßhalben von gedachtem Hertzog Heinrichen dem Jüngern, daß sein unfürsichtige Mißhandlung nicht an Tag bracht, verhalten were worden."

Sie bitten darauf, die Kaiserliche Majestät wolle „unverdächtige Commissarien“ verordnen, die sich vom Herzoge den Tod ihrer Verwandten — zur selben Zeit als ihnen die geringen Kleider zugeschickt seien — gründlich beweisen lassen mußten, was der Herzog, „so er unschuldig, und die Jungfraw zu der Zeit leiblich gestorben ist, mit Begierdt annehmen, auff daß er damit solches grossen vnchristlichen Verdachts, auff jhn gewachsen vnd erschollen, rechtlich entledigt möge werden, dann das erfordert seine vnd vnser höchste Notturfft.“ Sollte der Herzog indeß den Tod ihrer Verwandten zur bemerkten Zeit nicht beweisen können, so bäten sie unterthänigst, „daß dann Ew. Keys. May. jhne darfür achten und halten, darfür jhn das Keyserlich Recht und die Ehrbarkeit halt, und wie sich einm Röm. Keys. gebührt, aus Keyserl. Ampt wider jhne zu gebührlicher Straff würcklich procediern wolten, auff daß solche Vberfahrung ungestrafft nicht bleiben möge, oder sonst das jenige in demselben geschehe, daß sich von Rechts wegen zu geschehen gebührt.“

Sie schließen dann: „Würde auch Hertzog Heinrich der Jünger einigen Außzug, der vns zu verantworten von nöhten were, fürwenden, daß dann E. Keys. May.

umb Gottes vnd Rechts willen, uns dargegen gnädigst hören, und ungegründten Außzögen nicht statt geben, sondern dargegen bedencken, daß unser Anliegen und Schmertzen durch Verlust unser Freundinn verursacht, unser Suchen und Bitt Christlich, ehrbar und billich, und daß dieser Handel zum Ende bracht werde, allen Edlen, Rittermässigen, und erbarn Leuthen, und gemeinem Nutz zum höchsten von nöthen ist, sich darum Keyserlich, ernstlich und unabläßlich erzeigen. Daran thun ohne Zweiffel Ew. Keys. May. GOtt dem Allmächtigen ein besonder Gefallen, auch allem Adel und ehrlichen Leuthen besondere hohe grosse Gnad, Zu dem es der Billigkeit und Rechten nach geschehen solte. So wöllen wir es mit unsern Herren und Freunden, umb E. Keys. May. gantz unterthänigst verdienen. Befehlen uns derselben Ew. Keyserl. Mayest. in aller Vnterthänigkeit.

„Ewer Römischen Keyserl. Mayest.

unterthänigste Diener:

Adam Troth, Brandenburgischer, Churfürstlicher Marschalck.*)

Hermann von Hundelszhausen, Hauptmann auf Lichtenaw.

*) Bruder der Eva.

Adam Trodt der Jünger.

Und Hans Keudel zu Schwebde."

Die durch Vorstehendes in den Hauptsachen mitgetheilte Beschwerdeschrift der Trott'schen Sippe sandte der Kaiser sofort nach Empfang dem Beschuldigten zu, auf daß sich dieser wegen der ihm in derselben zur Last gelegten Vergehen rechtfertigen möge, Herzog Heinrich der Jüngere von Braunschweig säumte auch nicht allzu lange mit solcher Rechtfertigung — wenn man seine Gegenschrift also bezeichnen darf, indem er in dieser auf die vorgebrachten Anschuldigungen so gut wie nichts erwidert, sich vielmehr nur darauf beschränkt, solche als gänzlich „unbegründt, vermeynt, unwarhafftig und unerheblich," auch lediglich als durch die Schmähschriften der Häupter des Schmalkaldischen Bundes hervorgerufen zu bezeichnen. Nur auf einige, größtentheils freilich gänzlich unwichtige Punkte der Klageschrift geht er näher ein.

So sagt er unter anderem wegen des Vorwurfes, einer Puppe Vigilien und Seelmessen gehalten zu haben: „Sie unterstehen sich auch, die vnerfindliche Sach, mit den Vigilien und Seelmessen, groß zu machen, und zu aggraviren. Und ist doch die unverneinliche Warheit, daß die vermeynten Supplicanten, der Lutherischen ver=

dampten Secten anhengig, von Vigilien und Seelenmessen nichts halten, sondern daraus ein Gespött machen, und treiben, Als Ew. Keys. May. allhie aus der gepflegten Handlung in Religionssachen, sonder Zweiffel gantz vberflüssig verstanden. Vnd man möchte sich auch, an diesen Leuthen nicht wenig verwundern, jhres mannigfaltigen Gemüths, dann zu jhrem Vortheil, wöllen sie sich, der alten Religion, gegen andere, dieselbig anzuziehen, gebrauchen, und halten doch im Grund nichts davon.“ Im Uebrigen vermeint der Herzog, daß es zuvor den Klägern obläge, Beweise seiner Schuld beizubringen, bevor ihm angesonnen werden könne, Beweise seiner Unschuld herbeizuschaffen, und bittet dann schließlich, daß Kaiserliche Majestät „der Widertheil böß und ungegründt Anbringen, nicht Glauben, noch statt geben, Sondern sie umb jhre Leichtfertigkeit, und unbillichs Schmehens, andern zu einem Exempel, straffen möge,“ und erklärt sich auch willig und bereit, jeder besser als die fraglichen Beschuldigungen begründeten Anklage Rede und Antwort zu stehen.

Auch diese Rechtfertigung theilt der Kaiser der Trott'schen Sippe mit, die sich beeilt, darauf mit einer entsetzlich langen, indeß wenig Neues bringenden Schrift

zu antworten, in der sie des Herzogs Rechtfertigung dunkel und „ungenugsam“ nennen, auch vermeinen, daß es der Beibringung weiterer Beweise der Schuld des Fürsten nicht bedürfe, indem solche, „so klar, als die Sonn im Mittag“ von ihnen in ihrer ersten Klageschrift beigebracht sei und erwidern auf den Vorwurf wegen ihres Glaubens: „Was Glaubens wir seyen, darumb seynd wir jhme Antwort zu geben, nicht schuldig, sondern bitten GOTT, daß er uns den rechten Glauben, darinne wir selig werden mögen, gnädiglich verleihen wölle. Wir aber möchten wol vernehmen, was Glaubens er sey, so die Jungfraw, wie gesagt wird, noch leben solte, und er hette die, als eine Todte, begraben, mit Vigilien und Seel Messen besingen und begehen lassen?“ Der Schluß der Schrift lautet dann: „Bitten demnach in aller unterthänigkeit Ewer Keyserl. Majestat, als, von dem Adel und Ehr fleust, als der Adel und Ehr pflantzt und handhabt, wolle diesen unsern billichen rechtmäßigen Bitt statt geben, oder sonst dasjenige darinnen schaffen und verfügen, das sich von Gottes Ehren und Rechtswegen zu thun gebührt, das seynd wir, als arme Gesellen vom Adel, umb Ew. Keys. Maj. als

unsern allergnädigsten Herrn unterthänigst zu verdienen, schuldig und willig."

Damit schließen die Verhandlungen über die von der Trott'schen Sippe auf dem Reichstage dem Kaiser vorgetragenen Klagen vollständig. Daß dieselben für den Herzog die geringsten nachtheiligen Folgen gehabt, davon findet sich nirgend ein Wörtlein. Es war dies auch nicht wohl zu erwarten, da der Kaiser doch schwerlich auf die Klagen einer protestantischen Familie gegen seinen Glaubensbruder, gegen seinen eifrigsten Bundesgenossen in den Religionskriegen der damaligen Zeit, gegen den streng-katholischen Heinrich von Braunschweig eingehen wollte. —

Die Nachrichten über das fernere Leben der Eva von Trott werden von dieser Zeit an sehr spärlich. Der Herzog hatte sie damals, als die Klagen ihrer Verwandten laut wurden, eilends von der Staufenburg nach der festeren Liebenburg bringen lassen, um das frühere Leben hier fortzuspinnen. Da erfolgte im Jahre 1542 der Tod seiner Gemahlin, Maria von Württemberg, an dem seine Untreue auch wohl nicht ganz schuldlos sein mochte, und mehr als je weilte der Fürst bei der Geliebten. Als darauf in demselben Jahre der für

Heinrich den Jüngern so unglücklich endende Braunschweigische Krieg ausbrach, hielt der Herzog auch die Liebenburg für die Trottin nicht mehr sicher genug und ließ die Geliebte deshalb nach Schöningen führen, wogegen ein Theil ihrer Kinder gen Hildesheim gebracht ward. Doch auch hier weilte Eva nur kurze Zeit, denn schon vierzehn Tage später vertauschte sie auf Geheiß des Herzogs diesen Aufenthalt mit Gardelegen. —

Hiermit hören wiederum für eine längere Periode — grade die Zeit, in welcher der Braunschweig'sche Krieg tobte, fast alle Nachrichten über das Leben der fürstlichen Geliebten auf. Erst zwölf Jahre später, 1556, wird sie wieder bemerkbar. In diesem Jahre vermählte sich nämlich der Herzog zum zweiten Male und zwar mit Sophia, der Tochter des Königs Sigismund von Polen. Zur Vermeidung jeglichen Anstoßes brach er von derselben Zeit an allen Umgang mit der Geliebten ab, ja diese mußte sogar, damit den Herzog nicht der leiseste Vorwurf einer ehelichen Untreue treffe, die Braunschweiger Lande ganz verlassen und ihren Wohnsitz in Hildesheim nehmen. Für ihren ferneren Unterhalt hatte der Fürst reichlich gesorgt und in stiller Abgeschiedenheit, im Kreise ihrer Kinder, lebte sie noch mehrere Jahre still

und glücklich, bis sie endlich am 12. Januar 1567 sanft entschlummerte. —

Von ihren Kindern, denen der Herzog den Geschlechtsnamen „von Kirchberg“ beilegte, erlangten nur fünf — drei Söhne und zwei Töchter — die Großjährigkeit; die übrigen starben schon im zarten Alter. Den ältesten der Söhne, mit Namen Heinrich Theuerdank von Kirchberg, der 1524 geboren, ernannte der Vater zum Schloßhauptmann der Staufenburg, wogegen der zweite, Eitel Heinrich von Kirchberg, dessen Geburtsjahr unbekannt, vom Herzoge zu größeren Ehren und Würden ausersehen war. Bekanntlich verlor der Fürst seine beiden ältesten ehelichen Söhne, Karl Victor und Philipp Magnus, in der Schlacht bei Sievershausen. Jetzt konnte kein anderer, als der auf diese Prinzen nach der Geburt folgende Sohn Julius sein Thronfolger werden. Doch diesem, der sich zu der dem Herzog so verhaßten lutherischen Lehre hinneigte, ja sogar dem katholischen Glauben Hohn sprach, war der Vater mehr als abgeneigt. Und als ihm nun gar hinterbracht ward, daß der Sohn auf Mittel gesonnen, ihn des Thrones zu entsetzen, da erreichte seine Erbitterung den höchsten Grad, und er beschloß, Julius, als zur Regierung unwürdig,

von der Thronfolge auszuschließen, statt seiner aber den mit der Trottin erzeugten Sohn, Eitel Heinrich, zum Nachfolger zu ernennen. Er richtete deshalb an den Papst das Gesuch, diesen seinen Liebling für legitim zu erklären. Und wenngleich der heilige Vater, dem Wunsche des Herzogs zu willfahren, sich sofort bereit zeigte, so erklärte doch der zur Thronfolge Auserkorene selbst, die Regierung nimmer antreten zu wollen; ja er trug selbst dazu bei, daß sich der Fürst später wiederum mit dem Sohne aussöhnte und diesem die Thronfolge sicherte, was ihm Julius gar hoch anrechnete.

Ein älterer Schriftsteller sagt hierüber: Als Herzog Heinrich seine zwei ältesten Söhne in der Schlacht bei Sievershausen 1555 verlor, da er mit seinem dritten Sohne, Herzog Julius, in Uneinigkeit lebt, und da er endlich aus zweiter Ehe keine Kinder bekam: da unterstund sich der Teufel, durch einen andern Weg Gottes Vorsehung zu hindern, und er erweckte einige Leute zu Hofe, die sollten Herzog Heinrich dahin bereden, daß er seinen Bastardsohn, Eitel Heinrich von Kirchberg, vom Papste sollte lassen legitimiren und zum Erben einsetzen. Es ist ihm auch solche Ehre und Hoheit von solchen Leuten angestellt worden; er ist aber des redlichen auf-

richtigen Gemüths gewesen, daß er es fein höflich respuirt und mit den Worten abgeschlagen: Wenn ihn der Allmächtige zu einem Fürsten auserseyn und haben wollen, so hätte er ihn wohl dazu werden lassen. Dasselbe hat nachmals Herzog Julio dermaßen wohlgefallen, daß er je und allezeit viel von Eitel Heinrich gehalten, und wenn man ihn übergehen wollen, pflegte er zu sagen: „Man sollte ihn lassen gewähren; denn wäre er schon nicht von Echte, so wäre er doch vom Geschlechte und wüßte seine Stelle zu vertreten.“

Der dritte 1547 oder 1548 geborene Sohn, Namens Heinrich Karl von Kirchberg, bekleidete die beiden Probsteier-Würden am heiligen Kreuz-Stifte in Hildesheim und zu St. Moritz daselbst, welche Prälaturen er schon in jungen Jahren erhielt. Das unruhige, unstäte Leben, das er bis zu seinem Tode führte, erinnerte viel an seinen Vater. — Diese drei Söhne der Eva von Trott müssen ein ziemliches Alter erreicht haben, denn sie kommen noch sämmtlich beim Leichenzuge des im Jahre 1589 verstorbenen Herzogs Julius vor. In der Beschreibung dieser Procession heißt es: „Die siebente Fahne, darin das volnkommene ganze Braunschweigische Wapen gestanden, führete Eitel Heinrich von Kirchberg.“ Das

ganze Braunschweigische Wapen geschnizet, und mit Farben und Golde staffirt, trug Heinrich Carl von Kirchberg." „Den Helm-Hut mit schwarzem Sammit und einer Binden überzogen, trug Heinrich Theurdanck von Kirchberg." — Die Söhne der Eva von Trott starben sämmtlich ohne Hinterlassung von Nachkommen. Mit ihnen erlosch das junge Geschlecht derer von Kirchberg.

Was die Töchter betrifft, so vermählte sich die älteste, deren Geburtsjahr gleichfalls unbekannt ist, 1561 mit Christoph von Weferling. Als dieser bereits 1565 verstarb, erhielt sie in Folge des Ehevertrages einen Hof zu Watzen, den sie mit ihrem Gemahl bislang bewohnt, als Leibzucht. Wann sie gestorben, ist nicht bekannt. Die jüngste der Töchter endlich, Eva, lebte bis zum Tode der Mutter bei dieser in der Probstei-Curie zum heiligen Kreuz-Stifte in Hildesheim, welchen Wohnsitz sie auch noch später, als ihr Bruder an diesem Stifte die Probstei-Würde bekleidete, behielt. Sie starb zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts.

Eine Soirée bei Barras

im Februar 1797.

Mit dem Sturze Robespierre's ging die eigentliche Schreckenszeit der französischen Revolution zu Ende. Abermals erhielt 1795 die junge Republik eine neue Verfassung, an deren Spitze fünf Directoren standen, denen zur Wohnung der Palast Luxemburg angewiesen wurde. Balleul in seinem „Examen critique“ der Considerations der Madame de Staël erzählt uns den Einzug derselben dahin, als eine in seiner Art einzige Scene. Nichts, kein Stück Hausgeräth war vorhanden, Alles in der Revolution zertrümmert, verkauft oder verschleudert, so daß die langen Säle öden, unwirthbaren, halb verfallenen Hallen glichen. In einem Nebenzimmer, an einem alten Tische, an dem das eine Bein von Würmern zernagt war und auf welchem ein Buch Briefpapier lag, das man glücklicherweise noch aus dem Wohlfahrtsausschusse mitgenommen, auf erbärmlichen Strohstühlen sitzend, — (gegenüber im Kamine brannten

einige Scheite Holz, welche man von dem ehemaligen Schloßvogt Dupont geliehen —) schrieben die Directoren ihre Einsetzungsurkunde, um sie demnächst den verschiedenen Behörden in Frankreich, und dann den übrigen Monarchen Europa's mitzutheilen.

Doch bald ward es wohnlicher, namentlich in dem dem ersten Director Barras angewiesenen Flügel. Dieser sah seine neue Stellung nur als ein Mittel an, um gut zu leben, und die Zeitgenossen geben ihm das Zeugniß, daß er seinen Zweck zu erreichen wußte. Zwar war Barras eigentlich nur Schlemmer, und alle materiellen Genüsse, namentlich die des Gaumens, standen ihm am höchsten; aber dabei war er doch, was seine nächste Umgebung anlangte, nicht ganz ohne Geschmack. Während seine übrigen Directorial-Collegen etwas darin suchten, in ihren Wohnungen und ihrer Kleidung die alte republikanische Einfachheit beizubehalten, ja diese fast zu übertreiben, waren die Gemächer von Barras durch die ersten Ouvriers aufgeputzt und geschmückt mit allen Gegenständen des Luxus und der Mode, und an den Wänden sah man, — namentlich in den späteren Jahren, — Cabinetsstücke der Malerei, von denen wohl Manchem eine dunkle Erinnerung vorschwebte, sie schon einmal im

Haag, oder in Amsterdam, oder in einer der Galerien Norditaliens gesehen zu haben. Berühmt, oder vielmehr berüchtigt, waren die Tischgesellschaften des ersten Directors, zu denen aber nur die ihm am meisten Befreundeten Zutritt hatten, denn man soll dort viel gesehen und gehört haben, was nicht wohl für die Oeffentlichkeit paßte. Am Abend des Duodi einer jeden Dekade aber waren seine sämmtlichen Salons geöffnet, um als Gäste d i e aufzunehmen, welche sich zu der gebildeten Gesellschaft von Paris rechneten, oder die Beruf und Liebhaberei in sich verspürten, sich bei dem politischen Parteiwesen, das, freilich in einer anderen Form wie früher, noch immer vorherrschte, zu betheiligen. Für letztere galt dann der Besuch der Barras'schen Abendgesellschaften zugleich für Declaration eines politischen Glaubensbekenntnisses. Hören wir über einen solchen Abend die Bemerkungen eines Fremden, welche er unmittelbar, am Tage darauf niedergeschrieben hat.

„Mein Schwager hatte mich bereits seit zwei Tagen von dem unterhalten, was ich in den Sälen bei Barras zu hören und zu sehen bekommen würde, und meine Erwartung war nicht wenig gespannt. Endlich nahete der bestimmte Abend heran; als ich mich entfernte, um

Toilette zu machen, ward mir eine eigenthümliche Regel mit auf den Weg gegeben, nämlich die, nicht allzuviel Fleiß auf dieselbe zu verwenden, lieber absichtlich eine kleine, unbedeutende Vernachlässigung dabei anzubringen. Denn es sei heutiges Tags Mode geworden, nicht allein stets von auswärtigen Aristokraten und deren Spionen zu reden, sondern sie auch allenthalben zu wittern. Die Zahl der Symptome, aus denen man sie erkennen wolle, sei Legion, und er wolle nicht dafür einstehen, daß nicht auch ein allzu sorgfältiger Anzug mich als Fremden in einen falschen Verdacht stellen könne.

„Wir traten ein. Die Vornehmheit unserer deutschen Kleinstädter, recht lange auf sich warten zu lassen, scheint man hier nicht zu kennen. Obwohl wir ziemlich pünktlich zur angesetzten, gewöhnlichen Stunde anlangten, fanden wir doch schon zahlreiche Gäste. Ich muß gestehen, daß noch nie etwas einen solchen Gesammteindruck auf mich gemacht hat als das, was ich hier erblickte. Denn Alles war mir neu und von dem Gewöhnlichen abweichend. Erst nach und nach sonderte sich in meinem Geiste das Ganze zu Gruppen, von denen einzelne mich zum Verwundern und Erstaunen zwangen,

andere wieder den unwiderstehlichen Eindruck des Lächerlichen auf mich machten. Mein Schwager, der sich ganz mir weihete und an meinem Erstaunen, wie ich bald bemerkte, sein größtes Vergnügen fand, ward mir bei Allem williger Führer und Erklärer. Die Erleuchtung in dem langen Saale war unbeschreiblich schlecht und schwach, so daß alles Entferntere nur wie im Zwielicht erschien. Ich bekam die Anweisung, im Laufe des Abends diese Bemerkung nur dreist einem Pariser, welchen ich kennen lernen würde, gleichviel welchem, nicht zu verhehlen. Es hat sich nämlich im Barras'schen Salon eine stehende Redensart als Antwort hierauf, die man gar zu gern und mit großer Genugthuung anbringt, gebildet. „Wie," heißt es, „schlechte Erleuchtung? Sie scherzen; Sie haben gewiß noch nie im Leben eine so außerordentliche gesehen, denn der Schein, der aus diesen Gemächern ausgeht, leuchtet ja weithin bis nach Wien, und fängt sogar hier schon an den Augen noch unerträglich zu werden, so daß man sich nachgerade nach einem schützenden Lichtschirm umsehen muß!" Ich erfuhr zweimal diesen vorausgesagten Erfolg.

„Eine Reihe von kleineren Gemächern befand sich an der einen, längeren Seite des Saales. Die Män=

ner, namentlich solche, deren Wirksamkeit eine politische ist, die Mitglieder der beiden Räthe, die Angestellten und andere, suchen allemal diese, wenigstens zuerst, auf, um sich über die Begebenheiten der Zeit zu besprechen und zu verständigen. Jeder Einzelne trifft hier gewiß Gleichgesinnte oder Solche, mit denen er sich zu unterhalten wünscht, und so ist es gekommen, da die Salon's in Paris heutigen Tags überhaupt an die Stelle der vormaligen Club's getreten sind, daß jedes dieser kleineren Gemächer so ziemlich seine eigene politische Farbe angenommen und daher auch seine regelmäßigen Besucher hat. Deswegen geschieht aber die Unterhaltung hier mitunter auch wohl leise, fast flüsternd, und wieder getheilt in Gruppen, namentlich wenn man einmal ein ungewöhnliches oder gar unbekanntes Gesicht erblickt, denn allenthalben fürchtet man sich vor Emissären fremder Parteien; ein Zustand von Sicherheit und Vertrauen scheint mir keineswegs schon gewonnen, trotz alledem, was darüber gemeldet wird, und allenthalben scheint noch verborgenes Feuer zu glimmen, das immer neue Eruptionen fürchten läßt.

„In einem dieser Zimmer ward mir Carnot, der Schöpfer des neuen französischen Kriegssystems, das

schon zu so viel Erfolgen geführt hat, gezeigt. Er saß in einer Fensterbrüstung, — einem Platze, der als ihm gehörig angesehen wird, auf einem einfachen Stuhle, den Ellbogen auf die Lehne desselben gestützt und das Kinn mit der einen Hand umschließend. Um seinen Sitz hatte sich ein kleiner Kreis von Umstehenden gebildet. Wahrscheinlich war von den Hoffnungen, welche man von dem Feldzuge dieses Jahres hegte, der eben wieder beginnen sollte, die Rede, denn die Namen: „Sambre- und Maas-Armee, italienische Armee, Bonaparte, Moreau" schlugen zuweilen von weitem her an mein Ohr. Wir konnten nämlich nur durch die offen stehende Thür beobachten, denn obgleich die Bewegung in diesen abendlichen Cirkeln den Gästen ganz frei steht, so schien uns doch ein Eindringen in dieses Gemach, welches für den Augenblick grade die höchsten Autoritäten der Republik zu bergen schien, nicht angemessen. Einen ganz eigenen Eindruck machte die Ruhe Carnot's. Während andere mit französischer Lebhaftigkeit mit ihm sprachen und dabei mit den Armen agirten, erwiderte er wenig Worte, die er jedesmal mit der Gesticulation begleitete, daß er die um das Kinn gelegte Hand abzog und mit dem Zeigefinger eine Bewegung gegen den, mit welchem er sprach,

machte, um gleich wieder in seine ruhige, beobachtende Stellung zurückzusinken. Andere Gruppen hatten sich um Barras und Rewbell, welche gleichfalls in diesem Gemache sich befanden, gebildet, und in diesen wurden mir verschiedene Männer gezeigt, wie Letourneur, Lamarque, Gregoire, Merlin von Thionville und mehrere, deren Namen und Thaten der Hamburger Correspondent bereits bekannt gemacht hatte. —

„Wir traten in ein anderes Zimmer, aus dem uns sogleich eine laute Stimme entgegenschallte; es war die des Directors Lareveillère-Lepaux, der einem Kreise von anscheinend eifrigen Zuhörern eine (wie es mir vorkam) auseinandersetzende Vorlesung hielt. Es soll eine Eigenheit von ihm sein, daß er, wo er geht und steht, sogleich beginnt Religionssätze zu demonstriren, auf eine Art, daß — wie er selbst sagt — auch der Geringste auf der Stelle ihre vernunftgemäße Richtigkeit vollkommen durchschauen müsse, grade so, wie es auch bei den Lehren J. J. Rousseau's oder Thom. Payne's der Fall sei. Diese Liebhaberei soll bei Lareveillère schon zu einer solchen Leidenschaft geworden sein, daß man allgemein glaubt, eine neue, von ihm entworfene Religion werde sich nächstens unter den neuen, vom Directorium

zu erlassenden Gesetzen finden. Schon jetzt hört man allenthalben von Theophilanthropismus und Theophilanthropen, Namen, die jene Religion und deren neue Bekenner bezeichnen sollen. Doch wird von Andern die Sache nur als eine Privatliebhaberei geschildert, und der neue Religionsstifter soll unendlich viel von Barras und Carnot zu leiden haben, die ihn beide, wo sie nur können, mit seinem Systeme lächerlich zu machen suchen, Barras auf eine mitunter etwas unziemliche Weise, Carnot mehr freundschaftlich scherzend.

„Ich verstand von der heutigen Religionsvorlesung wenig, denn meine Aufmerksamkeit ward auf eine mehr als unerwartete Art unterbrochen. Indem wir nämlich horchten, trat ein breitschulteriger, dunkel aussehender Mann zu uns und knüpfte mit meinem Schwager ein Gespräch an über Maschinen in dessen Fabrik und einige neuerfundene Verbesserungen. Dann aber plötzlich, ehe noch Zeit war mich mit ihm bekannt zu machen, wandte er sich ohne weitere Umstände mit der Frage an mich: „Wie richtet man denn in Ihrem Vaterlande die zum Tode Verurtheilten hin?“ Voll Erstaunen vermochte ich anfangs kaum Worte zu finden, bis ich ihm sagte, es geschehe dies durch das Schwert, mit dem Strange

und bei ganz besonderen Verbrechen mit dem Rade. — „Das,“ entgegnete er, „ist Alles noch Beweis der grausamen Regierungen bei Ihnen, die noch auf Qualen ihrer Opfer bedacht sind, und denen es noch nicht genug ist, solchen das Leben zu nehmen. Warum folgt man nicht auch hier unserem Beispiele, wo mit der Guillotine Alles eben so schnell als schmerzlos abgemacht wird?“ Aus der Verlegenheit, ob ich etwas, und was ich erwidern sollte, kam ich bald, denn er fuhr fort: „Hoffentlich haben Sie während Ihres Aufenthaltes Gelegenheit, sich von dem, was ich eben sagte, zu überzeugen. Der Bürger Cochon führt eine große Untersuchung über ein Complott von nichtswürdigen Verschwörern, die nie ruhen wollen, und die abermals einen vergeblichen Versuch gemacht haben, unsere Verfassung zu stürzen und die Familie Orleans zu Tyrannen einzusetzen. Diese Untersuchung ist, wie ich eben hier vernehme, heute geschlossen, und in den nächsten Tagen wird das Urtheil bekannt werden, das nicht anders ausfallen kann, wie bei den Verschwörern im vorigen Jahre. Kommen Sie dann mit dem Bürger Chambon zu mir, Sie können von meinem Hause aus die Hinrichtung mit ansehen, und dann in Deutschland erzählen, daß wir einen solchen

Act nur als eine unabwendbare Nothwendigkeit ansehen und demgemäß handeln, während er bei Ihnen nur eine Grausamkeit ist."

„Gleich nach diesen Worten drehte uns der Mann den Rücken; meine erste Frage an meinen Schwager war natürlich die: wer er gewesen? „Es war der Bürger Suzé," sagte dieser, „ehemaliges Mitglied des Nationalconventes, der freilich seine alte Thätigkeit noch immer nicht ganz vergessen kann, der aber auch wieder etwas darin sucht, den Menschenfresser herauszukehren, wie wohl er im Grunde noch nicht so schlimm ist. Er hat wahrscheinlich von seinem Bruder, der unser Nachbar ist, Deinen Namen und Dein Vaterland erfahren. Sei über solche Gespräche und solche Ansinnen übrigens nicht allzu sehr erstaunt, Du wirst ähnliche wohl noch oft hören müssen, und vor allen Dingen, gehe wenigstens scheinbar und oberflächlich darauf ein, und spiele als Fremder nie den mitleidigen Advocaten der Menschheit, dies möchte Dir schlechtes Honorar eintragen. Zwar leben wir nachgerade, wenn man sich nicht mit Staatsangelegenheiten beschäftigt, so ziemlich sicher; aber grade jetzt scheinen einmal wieder einige unruhige Tage kommen zu wollen, von denen das Ende noch nicht vorhergesagt

werden kann. Kürzlich erst regten einige Männer Namens Babeuf, Drouet und Mehée gewaltige Unruhen auf, und kein volles Vierteljahr vor Deiner Ankunft fielen deswegen 32 Köpfe unter der Guillotine; man sagte, es seien alte Jacobiner und sprach von Jacobinerverschwörungen. Du hast vernommen, was man mit Sicherheit von den nächsten Tagen erwartet; hier will man Orleanisten und Royalisten hinrichten. Man ist also bei keiner politischen Partei ganz sicher, darum führe nie solche politische Gespräche, aus denen im Entferntesten das Interesse für irgend eine, und existirte sie zur Zeit auch noch im Monde, hervorginge."

„Die Theorie war gewiß eben so vernünftig als richtig, und es fiel mir nicht im Entferntesten ein, sie bestreiten zu wollen, aber ich konnte es doch nicht unterlassen, meinen Schwager zu fragen, ob der Bürger Suzé etwa auch mit zu den Theophilanthropen des Directors Lareveillère gehörte, da wir ihn mit letztern doch in einem Zimmer getroffen; und dann erklärte ich doch, daß ich der Meinung sei, die Einladung zu der „Necessité" des Bürgers Suzé für diesmal nicht anzunehmen. Mein Schwager meinte lächelnd, ich solle darüber ohne Sorgen sein.

„Indem wir weiter zu einem dritten Zimmer gelangten, wurden mir hier eine Menge von Männern gezeigt, welche vom „ancien regime" ganz zu der neuen Ordnung der Dinge übergetreten, oder als ehemalige Emigranten und Flüchtlinge wieder nach Frankreich zurückgekehrt waren. Unter ihnen war auch der in den früheren Jahren der Revolution so oft genannte Bischof von Autun, Talleyrand — Perigord, jetzt allgemein nur Abbé Maurice genannt. Er soll sich nur selten hier bei Barras einfinden, dahingegen fast täglich bei der Frau von Staël, der Tochter des ehemaligen Finanzministers Necker, aus- und eingehen, seitdem er in Folge ihm erst vor kurzem ertheilter Erlaubniß wieder nach Frankreich zurückkehren durfte. Man erzählt, daß diese Dame und ihre Bekannten beiderlei Geschlechts ganz besonders thätig gewesen seien, um die Directoren für ihn günstig zu stimmen, und daß man in einem eignen Salon deswegen zusammenkomme, um zu überlegen, wie dem Abbé Maurice ein bedeutender Platz in der Republik verschafft, und Andere, die ihm entgegen ständen, bei Seite geschoben werden möchten. Ob er deswegen weniger zu den Abendgesellschaften von Barras kommt, oder ob es um deswillen geschieht, weil

er Carnot hier gewiß trifft, weiß ich nicht. Die beiden letzteren sollen sich hassen, wie die Pest. Es werden eine Menge von Geschichtchen erzählt, wie Carnot in seiner graden, derben Weise den ehemaligen Geistlichen in Verlegenheit gebracht habe. Folgende ward mir heute Abend erzählt:

„Als der Abbé Maurice aus Amerika wieder in Paris angelangt war, machte er zuerst den Directoren einen Danksagungsbesuch. Carnot äußerte, er freue sich, ihn in Frankreich zu sehen, und wenn ja noch irgend Jemand wie wohl früher, Zweifel an seiner reinen republikanischen Gesinnung äußern wolle, so müssen diese von nun an von selbst aufhören, da er ja von Amerika nicht allein gekommen sei, sondern eine höchst vernünftige Begleitung gewählt habe*), daß diese schon die Ablegung aller Vorurtheile einer alten Zeit beweise und bei allen Parteien für einen nicht zurückzuweisenden Passe seiner Gesinnung gelten müsse. Der Abbé Maurice soll dann erwidert haben: er sei leider so lange von Frankreich fern gehalten, daß er in der Kenntniß

*) Talleyrand war in Begleitung der Indianerin, der Madame Grant, zurückgekehrt, mit der er zuerst in bürgerlicher Ehe lebte, bis diese später vom Papste auch kirchlich sanctionirt wurde.

der Landesverfassung ganz zurückgekommen sei, und so erfahre er erst eben, daß der Bürger Director, der bisher dem Kriegswesen vorgestanden, nunmehr die Prüfung der Pässe übernommen zu haben scheine.

„Schon vor mehreren Tagen ward mir von einer andern Scene, welche zwischen Lareveillère und Carnot vorgefallen sein soll, berichtet, und die nicht minder geeignet ist, die Gesinnung des Letzteren gegen Talleyrand in's wahre Licht zu setzen. Carnot nämlich hatte sich gegen seinen Directorialcollegen einmal wieder wie gewöhnlich sehr hart über den aus Amerika Zurückgekehrten geäußert und ihn geradezu einen Verräther genannt. Lareveillère, sanfter Gemüthsart, suchte auszugleichen, und fragte: „Aber was hat er denn so gewiß verrathen!" — „Was er verrathen hat? Nun zunächst seinen Gott!" — „Aber wir haben ja selbst das Gesetz mit gemacht, wodurch er zu diesem Schritte berechtigt ist!" — „Er hat weiter seinen Stand, und alle Collegen, die mit ihm zu demselben gehörten, verrathen!" — „Hiezu ist er vielleicht nur durch die äußerste Noth und die Revolution gezwungen." — „Er hat sein Vaterland Frankreich bei seiner Gesandtschaft in England verrathen." — „Aber grade hieran ist er

ja jetzt für unschuldig erklärt, und man hat ihn deswegen zurückberufen.“ — Er hat seinen König zuerst von Allen verrathen!“ — „Aber wir beide sind ja nicht minder gegen diesen aufgetreten!“ — „Höre, Lareveillère,“ fiel Carnot schnell ein, „vergleiche mich mit wem Du willst, meinetwegen mit dem Teufel; aber stellst Du mich noch einmal mit diesem Menschen zusammen, so sind wir geschiedene Leute.“

„Dahingegen soll der Abbé Maurice seltener bei den luxuriösen Tischgesellschaften des Directors Barras fehlen, zu denen Carnot nie geht, und bei diesen der angenehmste Gast wegen seiner Laune und seines Witzes sein, von dem hundert Proben von Mund zu Munde gehen, und deswegen betrachtet man ihn dort schon als unentbehrlich. Hier, sagt man, würde auch wohl das Schlachtfeld sein, wo er sich einen hohen Staatsposten eroberte! Uebrigens waren in diesem Zimmer noch eine Menge Männer, die gesehen zu haben mit interessant war, Legendre, Genissieux, Boissy, und unter andern noch der Dichter Chenier. Doch erfuhr ich in Beziehung auf den letzteren eine etwas beschämende Belehrung. Was mir nämlich unter dem Namen „Chenier“ ganz besonders lieb geworden war, waren Geistesproducte

eines ältern, guillotinirten Bruders, und ich hatte beide Geschwister bisher für eine Person gehalten.

„Wir kehrten darauf in den großen Salon zurück, der besonders den Damen und deren Verehrern eingeräumt blieb. Die Gesellschaft schien sich mittlerweile vollständig hier zusammengefunden zu haben. Es kam mir so vor, als wenn die Generalin Bonaparte auch heute noch wie früher, als sie noch Generalin Beauharnais war, den Rang einer Dame vom Hause in dieser Abendgesellschaft eingenommen hätte. Sie hatte einen beständigen Kreis um sich, zu dem sich Alles drängte, um sie wegen der Erfolge ihres Gemahls in Italien zu beglückwünschen. Die Siege, welche derselbe erfochten, noch mehr aber fast die Trophäen, namentlich die Kunstsachen, welche er von dorther nach Paris gesandt, bildeten das allgemeine und fast das einzige Gespräch, in welchem man sich gegenseitig mit Redensarten der Bewunderung zu überbieten trachtete. Man sah es der Generalin an, daß dieses ewige Einerlei trotz des für sie so schmeichelhaften Inhaltes, sie doch ein wenig langweilte.

„Sichtbar gesondert von ihrem Kreise bemerkte man ein anderes Sonnensystem, welches zum Mittelpunkt die

so viel genannte Madame Tallien hatte. Ihre sie verehrende Umgebung bestand hauptsächlich aus der „Jeunesse dorée“, an der mir aber nichts goldenes auffiel, wohl aber ungeheure Halsbinden von fabelhafter Größe, die den Kopf ganz in den Nacken drängten, wodurch das Ansehen der jungen Leute etwas bramarbasartiges erhielt. Die Unterhaltung schien mir, soviel ich im Vorbeigehen davon verstand, einen ganz ähnlichen Charakter zu haben. Republikanismus, Patriotismus, Tod den Verräthern unter zuweilen ganz kräftigen Verwünschungen, nebenbei Complimente, wie jeder junge wahre Republikaner auf Therese Tallien als das höchste Ideal eines Weibes hinsehe, und jeden Augenblick bereit sei, für sie und das Vaterland sein Leben hundertmal hinzugeben, — das und Aehnliches schien sich hier auch bis zur Langweiligkeit zu wiederholen.

„Am wunderbarsten aber mußte einem Deutschen die Garderobe dieser Gesellschaft vorkommen. Auch hier konnte man jedoch einen bedeutenden Abstand in jenen beiden großen Abtheilungen bemerken. Die Damen, welche sich im Ganzen mehr zur Madame Bonaparte hielten, waren zwar alle ein wenig phantastisch, oder theatralisch, — ich weiß nicht, wie ich mich hier richtig

ausdrücken soll, gekleidet; indessen fand ich doch keinen übermäßigen Abstand von der auch in Deutschland gebräuchlichen Toilette. Keiner Dame fehlte aber ein Shawl, welcher offenbar als das Hauptstück des Putzes angesehen wurde; er war, dann verhüllend, dann entblößend, beim Gespräch in ewiger Bewegung, und ich bemerkte bei Vielen, wie in der Koketterie auch eine Grazie liegen könne. Dahingegen hatte mich Anfangs ein Blick auf die Damen des Tallien'schen Kreises vor Verwunderung ganz stumm gemacht. Trotzdem, daß ich schon viel von sonderbaren Moden in Paris gehört und gelesen, hielt ich das Meiste für erdacht oder übertrieben; allein die Wirklichkeit überbot fast den Bericht. Man glaubte sich plötzlich nach dem alten Rom oder Athen versetzt, Alles war antik.

„Im Anfange soll man diesen antiken Stil ziemlich willkürlich und phantastisch zur Anschauung gebracht haben; seit kurzem aber ist es die höchste Stufe des Geschmacks, das Costüm berühmter antiker Statuen nachzuahmen, und wer auch hierin excelliren will, der wählt solche, welche eben als Trophäen französischer Siege nach Paris gewandert sind. So war die Tallien heute Abend Vestalin, in langem Kleide, dem nur der

Gürtel Form gab, und Sandalen an den entblößten Füßen. Der Bürger Renaud, welcher zu uns getreten war, und mir sehr freundlich über alles das Auskunft zu geben bereit war, was mein Schwager mir nicht sagen konnte, ergötzte sich nicht wenig über die unvergleichliche Idee, daß die Tallien, deren romanhaft-abenteuerliches Leben niemand unbekannt war, sich als Vestalin zeige, während sie bisher sich eifrig im Dienste einer andern Göttin gezeigt. „Sehen Sie hier,“ sagte er zu mir, „eine neue Form der Fabel vom Wolf in der Dominicanerkutte, oder die Dame hat vielleicht die Absicht, die büßenden Schwestern uns wieder mit den übrigen Emigranten zurückzuführen und deren Vorsteherin zu werden.“

„Die Wittwe des in der Robespierre'schen Zeit hingerichteten Lagardette war als Niobe da; ich erinnere mich, nie ein schöneres Gesicht gesehen zu haben, dessen schwärmerischer Ausdruck ganz zu dem Wesen ihrer Rolle paßte. Eben so entsprach Gestalt und Ausdruck einer anderen Dame, deren Namen ich vergessen habe, deren Costüm einer Juno, die früher auf dem Capitol zu Rom gestanden haben soll, und in dem man sie heute hier sah. Nicht minder imposant war ferner eine

Melpomene, mit der Maske in der Hand. Dahingegen mußte bei dem übrigen fast unzähligen Volke der Griechinnen und Römerinnen, wo man zuweilen die angeborene Grazie, oder das Imposante eines durch Tradition erhabenen oder geheiligten Costüms vermißte, der Deutsche oft unwillkürlich die Augen niederschlagen. Allein dem Franzosen schien Alles ganz gewöhnlich und keineswegs auffallend zu sein. Einen wunderbaren Contrast bildete auch hier wieder der moderne Shawl. Bürger Renaud meinte, dies sei so auffallend noch nicht; habe doch schon Alexander nach Ostindien ziehen wollen, um es mit Griechenland zu verbinden; was er nicht vermocht, diese Aufgaben löseten jetzt, wie Jedermann sehen könne, die Damen von Paris.

„Nachdem die Damen, eine Zeitlang auf festen Plätzen sitzend, die Verehrung der Herren angenommen, ward später die Gesellschaft lebhafter, vorzüglich nachdem mehrere der bedeutenden Männer aus den Nebenzimmern in den Salon getreten waren. Man stand dann auf, ging durch einander, und Alles löste sich nun in eine Unzahl von Gruppen auf, die wieder in den sie bildenden Mitgliedern beständig wechselten. Die Stunde der eigentlichen ungezwungenen Unterhaltung

schien nun gekommen zu sein. Dieser Zeitpunkt war für mich der interessanteste, denn man konnte sich nun unbemerkt in die Mitte der Gesellschaft begeben und die einzelnen Gespräche der Nahestehenden mit anhören. Ich behielt zuerst die Madame Tallien im Auge und suchte ihr, soweit es ohne Aufsehen zu erregen, geschehen konnte, zu folgen. Sie stieß auch bei ihrem Uebergange von einer Gruppe zur andern auf die Generalin Bonaparte, was ihr sichtbar nicht recht war; aber letztere kam ihr sogleich freundlich entgegen, und beide Damen geriethen sogleich in ein Gespräch, dessen Inhalt nach einigen gewöhnlichen Redensarten, bald die Madame Roland wurde. Die Generalin namentlich äußerte sich, wie jeder es bedauern müsse, daß die Grausamkeit der früheren Jahre den Cirkeln unserer Tage dieses reizende himmlische Wesen entrissen habe; der Geist sowie die Liebenswürdigkeit jener Dame würden jetzt erst ihren angemessenen Wirkungskreis gefunden haben, früher hätte sie nur begeistern und in den Tod treiben können, heute würde durch sie das Leben anziehend und wünschenswerth geworden sein.

„Die Bürgerin Tallien brachte Alles, was sie hierauf erwiderte, mit offenbar gereizter Affectation vor;

ob, und weshalb sie überhaupt Feindin der Generalin Bonaparte war, weiß ich nicht. Scheinbar zuerst auf das Gesagte eingehend, ward doch eine Einschränkung der Liebenswürdigkeit der Roland nach der andern herangezogen; sie sei vielmehr herrschsüchtig gewesen, hieß es, und wenn sie nicht habe in einer Gesellschaft vollständig dominiren können, so sei sie für eine solche von gar keinem Werthe gewesen. Um dies Ziel nur zu erreichen, habe sie mitunter andere, welche die Zierden einer jeden Vereinigung gewesen sein würden, wie zum Beispiel die Madame Brissot, die Schwester Vergniauds, so lange mit allen möglichen kleinlichen Mitteln angefeindet, bis diese nicht mehr in den Kreisen der Roland erschienen seien, und dieser nun das Reich allein verblieben sei. Die Generalin meinte, dies sei ihr ganz etwas Neues, und davon habe sie nie gehört; die Tallien erwiderte in einem Tone, dem offenbar eine mir unverständliche Bedeutung unterliegen mußte: „Ja, Bürgerin Generalin, Sie waren damals auch in ganz anderen Kreisen und Bekanntschaften.“ Dann begann auch sie eine Reihe von Complimenten über die Siege des Generals Bonaparte in Italien, und zwar in einer solchen Fülle, daß entweder Neid oder Ironie mir allzu

deutlich daraus hervorzuleuchten schien, und die Scene fing wirklich an ein wenig verlegen zu werden.

„Glücklicherweise ward sie durch den General Sahuguet unterbrochen; dieser ist, wie mir gesagt wurde, jetzt mit Aufträgen Bonaparte's in Paris, und hat Trophäen, und wie es heißt, auch Geld, Namens der italienischen Armee mit sich hieher gebracht. Er war vielleicht grade deswegen heute Abend ein vielfach aufgesuchter und angeredeter Gast. Er trat jetzt zur Gemahlin seines Obergenerals und führte sie nach einigen gewechselten Worten zu einem anderen Kreise. — Die Tallien sah ich später noch einmal in einer anderen Gruppe stehen, unter deren Mitgliedern mir ihr Gemahl, Freron, Treilhard, Dumolard u. A. gezeigt wurden.

„Höchst interessant war es für mich, später auch noch den Maler David zu sehen, der sonst selten diese Soirée'n besuchen soll. Sein äußeres Aussehen ist mürrisch und verräth keineswegs das inwohnende Genie. Obgleich sein Anzug mehr als nachlässig, beinahe ein wenig cynisch war, so beeilte man sich doch von allen Seiten, ihm förmlich den Hof zu machen. Um ihn gesellt hatten sich der Abbé Maurice, Barbé Marbois, Portalis, Denon und Mehrere, und ich konnte nur

vernehmen, daß das Gespräch sich auf die neuerdings wieder aus Italien angekommenen Gemälde bezog, über welche man jedoch David mehr hörte, als mit ihm redete. So viel ich davon verstehen konnte, schien er mir ganz begeistert von einem Gemälde von Perugino, das er höher anschlug als alle übrigen der sonst so gefeierten italienischen Meister, die sogar mitunter nicht allzusehr gelobt wurden. Welches Gemälde David meinte, konnte ich leider nicht verstehen, es war oft von Figuren des heil. Hieronymus und Augustinus die Rede, welche sich also wohl auf demselben befinden werden. Dann sprach er von dem schlechten äußeren Zustande der meisten Bilder, namentlich derer, welche auf Holztafeln gemalt waren und über den Altären in den Kirchen gehangen hatten, und wo ihnen von den Würmern und dem Qualm der Lichter gleichmäßig zugesetzt sei. Man versuche deswegen jetzt, Oelgemälde von dem alten verdorbenen Holze abzunehmen und sie auf neue Leinwand zu übertragen, ein Verfahren, durch welches man einem gewissen Untergang derselben vorzubeugen hoffe. David nannte auch den Erfinder dieser Idee und beschrieb den Verlauf der einzelnen dabei nöthigen Arbeiten und Manipulationen, allein ich habe von bei-

den nichts im Gedächtniß behalten können, ich stand etwas zu fern und hörte nicht genau jedes einzelne Wort.

„Nur allein der Kupferstecher Denon schien zuweilen dem Maler David in diesem Gespräche etwas das Widerspiel zu halten. Man kann nicht genug davon erzählen, welch' große Stücke der General Bonaparte auf diesen Denon hält, ohne dessen Rath kein Stück der italienischen Kunstwerke, die nach Paris zu gehen bestimmt sind, ausgewählt wird; und man wundert sich, warum grade Denon, und nicht einer der berühmten französischen Maler nach Italien beschieden sei, um Rath in jener Angelegenheit zu geben. Er ist kürzlich mit dem General Sahuguet nach Paris gekommen und hat abermals neue Kunstwerke mitgebracht; binnen wenigen Tagen wird er, wie es heißt, wieder nach Italien zurückgehen, um neue Transporte zu besorgen. Da es nun einmal Mode geworden ist, über Kunstsachen zu reden, — (man ist dazu gekommen, indem man zuerst nur vom Republikanismus sprach, dieser führte dann zu den ruhmvollen Siegen, diese zu Trophäen, und da diese in genommenen Kunstwerken bestanden, so war man glücklich bei der Kunst selbst angelangt, —) so kann Denon oft vor lauter Anreden und Fragen um

Dinge, über welche er Auskunft geben soll, nicht zu sich selbst kommen. Man erzählte mir in dieser Hinsicht eine allerliebste Geschichte von ihm.

„Er war kürzlich bei der Frau von Staël zum Diner, und mußte noch denselben Abend bei Pierre Didot zubringen. Hier hatte er seinen Platz neben einer schönen, aber vielleicht weniger unterrichteten Dame. Diese begann dann auch sogleich das Gespräch über den unvermeidlichen Gegenstand, wahrscheinlich mit den Worten, welche Denon immer und ewig hören mußte. Deswegen unterbrach er sogleich seine Nachbarin: „Bürgerin, mein Freund Didot hat mir noch heute versprochen, Unterhaltungen über Kunstsachen in Form von Fragen und Antworten, welche ich herauszugeben gedenke, zu drucken; Sie sollen darin, das verspreche ich Ihnen, buchstäblich alles das finden, was Sie fragen wollten, und was ich antworten könnte. Lassen Sie uns daher die Zeit nicht jenen todten Monumenten widmen, sondern reden wir lieber darüber, wie liebenswürdig Sie sind!"

„Die Zeit der Beendigung dieser Soirée nahte mittlerweile heran. Es war ein heller schöner Abend, und wir legten den Weg nach Hause zu Fuß zurück.

Der Bürger Renaud begleitete uns. Er mochte meine verwunderungsvolle Stimmung über das, was ich gesehen, wohl bemerken. „Warum so still,“ sagte er; „ich will nicht hoffen, daß es vor Erstaunen ist, denn das ist der heutige Abend so wenig als ganz Paris werth und etwas Langweiligeres als dieses und seine Reunions kann es gewiß nicht in der Welt geben. Nur zwei Gespräche kennt man, über Politik und Kunst; aber wie führt man sie! Man spricht von österreichischen Kabalen, von jakobinistischen, orleanistischen und aristokratischen Verschwörungen, aber nur als dumme Nachbeter, oder indem man in diesem künstlichen verwirrenden Nebel andern ein Bein zu stellen und einen Nebenbuhler um eine lucrative Stelle zu stürzen sucht. Nehmen Sie daher einen Rath von einem Manne, der schlimme Zeiten mit durchgemacht hat, Zeiten, in denen man oft unwillkürlich an den eignen Kopf gegriffen, um sich zu vergewissern, ob man ihn auch noch habe, und wo man sich wundern mußte, wenn er sich wirklich noch auf seiner alten Stelle fand! Gehen Sie nie auf ein Gespräch über Politik ein, so oft man Sie auch dazu auffordert. Desto mehr reden Sie über Kunst, und spielen Sie in

dieser Hinsicht den Kenner oder den Enthusiasten, ganz nach Ihrem Belieben.“

„Ich bemerkte, daß mir dies unmöglich sei, weil ich eigentlich von Kunst so viel wie nichts verstehe. „Das thut gar nichts,“ erwiderte Renaud; „sie ist Mode geworden so plötzlich wie ein Stein vom Himmel fällt; kein Mensch versteht etwas davon; oder meinen Sie, daß man in den überstandenen Jahren des Schreckens Zeit gehabt hätte, Kunststudien zu machen? Die alte Generation, welche Kenntnisse haben mochte, ist guillotinirt oder exilirt, und jetzt sind vielleicht kaum 100 Menschen in Paris, denen mit Recht ein Urtheil zusteht. Aber geredet soll nun einmal über Kunst werden, also reden auch Sie, es mag sein, was es will, und je weniger man es beurtheilen kann, desto geistreicher und neuer scheint es. Vielleicht wird es binnen kurzem besser bei uns, und Paris gefällt Ihnen, wenn Langweiligkeit und Einförmigkeit einmal mehr schwindet, auch wohl besser.“ — Während eine Masse von neuen Eindrücken in meinem Kopfe auf und abwogte, eine Masse, die gewiß nicht größer gewesen, wenn ich eine Reise um die Erde gemacht, sprach sich ein Pariser also über die nächsten Umgebungen aus!“

So ging es bei dem Director Barras im Jahre 1797 zu. Doch die Sache hat am Ende noch eine ernstere Seite. Man spricht so viel von dem Geist oder vom Charakter einer Zeit. Worin begründet sich dieser? Ein solcher gewisser Charakter einer Zeit kann doch nur dann entstehen, wenn alle Erscheinungen derselben, sowohl die rein körperlichen als die geistigen, sämmtlich eine gewisse Färbung an sich tragen, die immer wieder erscheint, so daß Alle zusammen ein großes, im Innern sich nicht aufhebendes, sondern ein harmonisches, aus gleichen Stücken aufgebautes Ganze bilden. Ist dies richtig, dann aber kann man auch rückwärts wieder aus dem Ganzen irgend ein Ereigniß nehmen; es steht nicht allein, sondern es ist für sich wieder ein kleiner Mikrokosmus und gewährt wiederum ein Abbild des Charakters oder des Geistes aller übrigen Erscheinungen gewisser Jahre. Das ist der wahre Kern der Goethe'schen Lehre:

„Greift nur hinein in's volle Menschenleben!
Und wo ihr's packt, da ist es interessant",

nicht des Ergriffenen wegen, sondern weil es vom Ganzen, Unergriffenen, schon für sich genugsam Zeugniß ablegt. Und so hat denn auch die leichte Erzählung

selbst nur eines gesellschaftlichen Abends, nur einer gesellschaftlichen Bewegung, ihren historischen Werth. Der Kenner sieht in einigen Formen, in einigen gesprochenen Worten schon ein Miniaturbild einer ganzen Zeit. Es ist dies nicht zu viel gesagt, und eine kleine zusammenstellende Vergleichung wird deutlicher auseinandersetzen, was ich meine.

Im Jahre 1787 würde man in die Salons Ludwig XVI. getreten sein. Das Treiben in denselben kann man nur würdigen, wenn man daran denkt, wie langjährige geistige und politische Bewegungen in der ganzen Welt eine neue Zeit verkündet, zum Theil schon herbeigeführt hatten. Die Gründung der nordamerikanischen Freistaaten war allenthalben mit Jubel begrüßt; die orthodoxesten Staaten hatten ihre Jesuiten vertrieben; in Deutschland war die Zeit Friedrichs des Einzigen, Lessing's, Goethe's, Schiller's und ihrer Nachfolger; in Frankreich selbst, welch' ein Umschwung der Geister seit Voltaire, Rousseau, Montesquieu, Turgot, Diderot, Alembert und ihresgleichen! Gegen solche Bewegungen bildet die Mauer der Tuilerien eine haarscharfe, schroffe Grenze; man tritt in den Palast und allenthalben bemerkt man im Gegensatz zur Außenwelt

das eifrigste Bestreben, Alles was man hört und sieht, auf den Geist des Anfangs des Jahrhunderts zurückzuführen und es auf diesem Standpunkt stabil zu machen. Man fühlt sich sofort wie auf einem kleinen einsamen Felsen, der von einem wogenden Meere von allen Seiten umfluthet und unterwühlt wird, so daß unwillkürlich die ängstliche Besorgniß, daß früher oder später Alles zusammenstürzen müsse, wach wird. Dahingegen geht bei denen, welche im Innern des Palastes zu Hause sind, der fröhliche Leichtsinn und das vornehme Herabsehen auf Alles, was des Hofes nicht würdig ist, Hand in Hand. Nirgends eine Ahnung der Gefahr, die nicht plötzlich, sondern nach und nach langsamen Schrittes herangeschritten ist.

Zehn Jahre später, 1797, ist bereits Alles zusammengebrochen, Königthum, Hof- und Tuilerienfeste! In den Salons eines Directors versammelt sich die erste Gesellschaft, kleidet sich wie römische und griechische Republikaner und unterhält sich im wüsten Durcheinander von Köpfen, von Kunst und Religion.

Abermals zehn Jahre später, welche Veränderung! Wir betreten die Hofcirkel bei dem Kaiser Napoleon. Alles glänzend, alles groß, aber nur das Gefühl der

Bewunderung, nirgends das des Wohlbehagens. Die alten Formen sind zum Theil wieder hervorgesucht, aber während die meisten zu klein sind für den Geist einer andern Zeit, so daß dieser darüber hinquillt, sind auch die wieder heraufbeschworenen Formen zu groß für die, welche als glückliche Abenteurer nur in sie hineingeschlüpft sind. Man sieht, alles ist mehr durch Gewalt, als durch den natürlichen Gang der Dinge zusammengefügt. Und ferner in dem kleinen Kreise des Salons zur Zeit ebensogut Ueberwiegen der Uniformen und beständiges Klingen der Sporen und Rasseln der Degen, wie in dem übrigen Europa!

In den folgenden Jahren 1817 und 1827 haben wir dann die Cirkel an dem restaurirten bourbonischen Hofe. Alte Formen, jetzt fast ganz ohne inneren Gehalt, nur ausgefüllt mit verlegener, längst verdorbener Waare! Unter den unzähligen Abständen gegen frühere Jahre, welche dem Beschauer sogleich auffallen, nur Einen: Während früher der Geist der Laune und des Witzes die Säle Ludwig XIV. belebte, ging durch die der späteren Bourbons ein finsterer Geist, der einer Kirche, welche Rache und Blut wollte. Statt der alten Unterhaltungen, welche mitunter wohl etwas frei, doch

nie des Reizes der Grazie entbehrten, statt der gefeierten Bonmots und Calembourgs, redet man jetzt nur über geistliche Uebungen, welche man vorzunehmen gedenkt. Statt der fast fabelhaften Land- und Jagdpartien, wo der Geist der Chevalerie noch einmal beim Dienst der Frauen in allem Zarten sich übte, verabredet man die Klöster, deren Prediger die Mode für den Augenblick zum Idol erhoben, wo die hohe Gesellschaft sich zum Gebete ein Rendezvous geben will. Den geistlichen Herren, nicht mehr den Damen, werden von allen Seiten Verehrungen dargebracht, und mit ihnen verabreden die Schönen schon die geistlichen Convente, wo sie ihre letzten Lebenstage in frommen Uebungen zubringen wollen. Da darf sich denn Niemand über Scenen, wie die folgende, verwundern. Während man zu den Zeiten Ludwig XIV. die ersten Geister der Nation aufforderte, durch Vorträge ihrer Werke die Unterhaltung der Hofgesellschaften zu heben, tritt jetzt, 1817, der Erzbischof von Paris auf und liest einen Bericht des Generals Donadieu vor, den dieser zuerst an die geistlichen Herren, nicht an seine militärischen Oberen eingeschickt hat, jenen furchtbaren Bericht über die von ihm geschehene Unterdrückung der Unruhen in Grenoble, die

absichtlich durch kirchliche und weltliche Tyrannei hervorgerufen scheinen, und der lautet: „Gott sei gelobt, seit drei Tagen hört das Blut nicht auf zu fließen. Die Leichen der Feinde des Königs und der Kirche bedecken alle Straßen.“ Alles springt in höchster Aufregung unter Vernachlässigung aller Etiquette auf und fällt sich in die Arme, begeistert von einem solchen freudevollen Ereignisse! — Das sind Scenen aus dem Salon Ludwig XVIII.

Schreiten wir um zehn Jahre weiter fort; 1837 und 1847 öffnen sich uns die Gesellschaften Louis Philipps. An Zahl sind sie ungeheuer und unerhört; aber über der Masse schwebt eine gewisse Gleichheit, die der Bourgeoisie, schon äußerlich repräsentirt durch das Symbol des modernen Fracks, der alle Stände vermittelnd sich näher führt. Wir sehen nicht mehr die alten Pairs im Hermelinmantel einherschreiten, die Pairs à paraplui, wie sie ein geistreicher Minister nennt, haben die Exclusivität des Blutes gesprengt und die einst Bevorzugtesten mehr der allgemeinen Masse genähert. Während früher eine Unzahl von Rangclassen schon durch ihre äußere Erscheinung eine ebenso große Unzahl von Interessen den Augen des Beschauers auf den ersten Anblick

klar werden ließen — documentirt jetzt die Gleichheit des äußerlichen Auftretens auch wieder nur ein allgemeines Interesse, das schändliche des Geldes, der Habsucht und des materiellen Gewinnstes, das in das Innere aller Classen und Zustände die tiefste moralische Deterioration trägt. Wir sehen es verkörpert in hundert Scenen der Gesellschaft. Da treffen sich zwei Freunde, schnell ziehen sie sich in eine Fensternische zurück, um sich über den Stand der Rente zu unterhalten. Eifrig sucht dort Einer den Andern, um diesem ein Wort, welches er eben von einer hohen Person glücklich aufgefangen, schnell mittzuheilen, denn es enthält einen Fingerzeig darüber, ob man auf Steigen oder Fallen zu speculiren hat. Der Reiz der Unterhaltung, Spiele des Geistes — sie sind verdrängt von Gesprächen über Privilegien, Patente mercantilischer Unternehmungen und Eisenbahnactien. — Und zehn, zwanzig Jahre später, 1857 und 1867? — — Das sind leicht skizzirte Umrisse gesellschaftlicher Scenen, aber ich frage, sind sie nicht schon die vollständige Geschichte einer ganzen Zeit?

Der tolle Christian.

Stets thut die Gegenwart der Vergangenheit Unrecht, wenn sie das, was in dieser geschehen, nur nach denselben Sätzen der Moral und der bürgerlichen Ordnung, die in ihr, der Gegenwart, grade vorherrschen, beurtheilt wissen will. Ganz dasselbe ist es mit den einzelnen Menschen, die einmal auf dem Welttheater eine Rolle, sei sie groß oder klein, gespielt haben. Denn der Mensch ist Kind seiner Zeit, nicht umgekehrt; und wohin der Drang ihrer gewaltigen Wogen führt, dahin muß auch das kleine Schifflein des Menschen, das in ihren Strudel geräth, seinen Lauf mitnehmen!

Wer darf daher von einem Fürsten, der sich in allem als Sproß eines alten stolzen Geschlechtes fühlte, verlangen, daß er in einer Zeit, wie die des dreißigjährigen Krieges, in der alle Leidenschaften entfesselt, in der der niedrigsten politischen Interessen wegen das Blut so vieler Tausende vergossen, in der die Religion

zum Deckmantel der unwürdigsten Handlungen benutzt wird, daß derselbe in einer solchen Zeit des Bruder-, Bürger- und Glaubens-Krieges nur Handlungen des Friedens und des Philanthropismus ausüben solle; daß er Kirchen und Schulen baue, Sammlungen für Arme anstelle und Fabriken und Arbeitervereine oder Säuglings-Bewahranstalten gründe? Es thut seinem Charakter und seiner Größe keinen Abbruch, ist vielmehr viel natürlicher, wenn er statt dessen nach dem Schwerte greift, um als Schützer des Glaubens und der Seinigen aufzutreten, wozu seinem Bruder einem jämmerlichen Schwächling, der Muth fehlt, einem Menschen, dem durch das Recht der Erstgeburt die Regierung seines engeren schönen Vaterlandes zugefallen, zu der nur er durch seine Fähigkeiten berufen war.

Diese Sachlage darf nie vergessen werden, wenn von einer Beurtheilung der Persönlichkeit des Herzogs Christian von Braunschweig die Rede sein soll. Auch er war Kind seiner Zeit und ist, indem er so schon in seinem kleinen Menschenleben ein vollkommenes Bild derselben giebt, von höchstem Interesse. Dazu kommt noch, daß er, an der Grenze des hinsterbenden Mittelalters stehend, uns auch als der letzte Repräsentant des

daher stammenden Ritterwesens erscheint. Noch einmal sehen wir, indem Christian von Braunschweig den Handschuh einer vertriebenen Königin an seinen Hut befestigt und „tout pour elle“ als Inschrift seiner Fahne wählt, einen Ritter für seine Dame fechten, wie uns die Heldengedichte einer frühern Periode ihre Heroen im Lichte der Romantik und Poesie erscheinen lassen.

Am 10. September 1599 hatte Christian als dritter Sohn des Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig das Licht der Welt erblickt. Seine ersten Jahre verbrachte er theils am väterlichen Hofe in Wolfenbüttel, theils an dem seines Oheims, des Königs Christian IV. von Dänemark. Sodann bezog er die Universität Helmstädt, die er jedoch schon 1616 wieder verließ, da ihm in diesem Jahre durch den Tod seines Bruders Rudolf die Würde eines Bischofs von Halberstadt zufiel. Dazu erhielt er kurz darauf die Abtei Michaelstein und die Probstei am St. Blasien-Dome zu Braunschweig, und diese drei Prälaturen gewährten ihm Mittel genug, um ein seinen Neigungen zusagendes Leben zu führen.

Achtzehn Jahre alt eilte er nach den Niederlanden, um als Dragonerhauptmann an den Kämpfen gegen

die Spanier Theil zu nehmen. Doch erwies sich seine Hoffnung, hier ein Feld für seinen Thatendrang und Jugendmuth zu finden, als eine verfehlte, indem die niederländische Republik mit Spanien eben einen zwölfjährigen Waffenstillstand abgeschlossen hatte, der erst im Jahre 1621 seine Endschaft erreichte. Da brach das Jahr 1618 und mit ihm eine Zeit an, wie sie für einen Mann gleich Christian von Halberstadt nicht erwünschter sein konnte. Es begann der große deutsche Krieg, der dreißig Jahre lang die Gauen unseres schönen Vaterlandes durchtoben und diese so furchtbar heimsuchen sollte.

Die böhmischen Unruhen eröffneten das Drama. Dem Nachfolger des Kaisers Matthias, Ferdinand II., versagten die Böhmen, die schon seit Jahren ihres Glaubens halber vom Hause Oesterreich hart bedrückt waren, die Anerkennung und wählten statt seiner den Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz zu ihrem König, und dieser nahm zu seinem eigenen Verderben die angebotene Krone an. Die Herrlichkeit sollte von keiner langen Dauer sein, denn schon am 8. November 1620 ward durch die Schlacht am weißen Berge derselben ein jähes Ende gemacht. Der König Friedrich mußte mit seiner Ge-

mahlin Elisabeth Stuart, der stolzen und schönen Tochter Jakob I. von England, die Flucht ergreifen. Kein deutscher Fürst wollte, die Strafe des Kaisers fürchtend, den Vertriebenen ein Asyl gewähren. Endlich fanden sie am Hofe des Herzogs Friedrich Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel gastliche Aufnahme, und hier war es, wo dessen Bruder, der Halberstädter Bischof Christian, ergriffen von dem Mißgeschick der Vertriebenen, den Handschuh der schönen Königin von Böhmen nahm, an seinen Hut befestigte, und dieser gelobte, Gut und Blut daran setzen zu wollen, um sie nebst ihrem Gatten in ihre frühere Stellung zurückzuführen.

Der Böhmenkönig setzte bald darauf mit seiner Gemahlin die Flucht nach dem Haag fort, wo er bei den Verwandten seiner Mutter endlich ein schützendes Asyl fand; Christian von Halberstadt aber pflanzte die Werbefahne auf, um ein Heer auf die Beine zu bringen, mit dem er seinen Vorsatz, den Kurfürsten von der Pfalz und König von Böhmen in seine frühere Stellung zurückzuführen, zur That werden lassen wollte. Der Herzog Friedrich Ulrich beschwor den Bruder, von seinem Vorhaben abzustehen, durch welches er ihn, als Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel, aller Wahr-

scheinlichkeit nach, in eine schiefe Stellung zum Kaiserhause bringen werde, sich selbst aber sicher der Aechtung und Strafe Seitens desselben aussetze. Christian von Halberstadt war jedoch nicht der Mann, deshalb seinen Vorsatz aufzugeben. Er setzte seine Werbungen fort, und im November des Jahres 1621 zählte sein Heer bereits 12,000 Mann zu Fuß und 13 Cornet Reiter.

Sein Streben ging dahin, die Pfalz zu erreichen, um sich dort mit dem Grafen Mansfeld, der gleich ihm für den vertriebenen Böhmenkönig stritt, zu vereinigen. Dies Vorhaben mißlang. Sein eigener Bruder, der Herzog Friedrich Ulrich, verweigerte ihm den Durchzug durch seine Lande, ja trat ihm sogar mit Waffengewalt entgegen. Ebenso verfuhren verschiedene andere kleine Fürsten, so daß Christian gezwungen war, sich nach Westphalen zurückzuziehen, woselbst ihm die reichen Klöster genugsam Unterhalt für ihn und sein Heer während des Winters von 1621 auf 1622 gewähren konnten. — Mehrere Städte, so Lippstadt und Soest, wurden von ihm in dieser Zeit mit Leichtigkeit genommen, und Ende Januar 1622 fiel auch das reiche Paderborn, welches unter dem Kurfürsten von Köln stand, in seine Hand.

Hier fand er die reichsten Schätze. Unter anderem die Bildsäule des Liborius, des Schutzheiligen von Paderborn, die aus feinem Silber gefertigt war und ein Gewicht von achtzig Pfund hatte. Lächelnd umfaßte Christian den Heiligen, und indem er ihn willkommen hieß, stattete er ihm seinen Dank ab, auf ihn so lange gewartet zu haben. Auf dem Altar des Domes fanden sich sodann die zwölf Apostel, kunstreich aus Silber gearbeitet. Auch diese nahm Christian, wie die verschiedenen Chroniken berichten, mit den Worten zu sich: „Was machet ihr hier? Ich meinete, es stünde geschrieben: gehet hin in alle Welt! Nun so will ich euch hineinschicken!" — Er sandte den heiligen Liborius sammt den Aposteln in die Münze und ließ aus ihnen verschiedene Geldsorten prägen, die sämmtlich auf der einen Seite einen aus Wolken herausgestreckten Arm zeigen, in dessen Faust sich ein Schwert zeigt mit der Umschrift: „Tout avec Dieu", wogegen man auf der andern Seite den Wahlspruch des Herzogs: „Gottes Freund, der Pfaffen Feind", findet.

Dies war die Inschrift seiner Münzen, während er in seine Fahnen die Inschrift: „Tout pour elle" sticken ließ. Diese „elle" war natürlich die Königin Elisabeth

von Böhmen, zu der Christian, der Mann des Schwerts und des rauhen Kriegs, seit ihrem Erblicken eine so romantische Zuneigung und schwärmerische reine Liebe gefaßt hatte, wie sie einzig in ihrer Art dasteht. — Was die neuen Münzen des Halberstädter Bischofs betraf, so trugen seine Soldaten schon dafür Sorge, daß diese in genügender Menge in den Verkehr kamen. — In Paderborn sowohl wie in ganz Westphalen trat der Bischof sehr entschieden gegen die Stifte und Klöster, besonders aber gegen die katholische Geistlichkeit auf, gegen die er stets den größten Widerwillen bezeigte, der denn auch, wenigstens hier in Westphalen, gerechtfertigt gewesen zu sein scheint. Es herrschte unter der Geistlichkeit dieser Landstriche damals ein großes Verderbniß. Ueppigkeit und Wohlleben, Unduldsamkeit und Grausamkeit gegen die andere Religionspartei, Rohheit und Unwissenheit erfüllten die Klöster und breiteten sich mit schlimmen Einflüssen über das ganze Land aus. Schonungslos ging der Halberstädter Bischof mit diesen Pfaffen in's Gericht, wobei verschiedene derselben, wie erzählt wird, sogar über die Klinge springen mußten.

Im Frühling des Jahres 1622 verließ Christian sodann Westphalen, mit Beute reich beladen, wodurch

es ihm auch möglich ward, sein Heer auf 12,000 Mann Fußvolk und 8200 Mann Reiterei zu erhöhen. Bei Hörter überschritt er die Weser und zog von dort ins Eichsfeld. Von hier aus begab er sich in Mainzisches Gebiet. Sein Streben ging von Neuem dahin, den Rhein und Main zu gewinnen, diese Flüsse zu überschreiten und sich jenseits derselben mit dem Grafen Mansfeld zu vereinigen. Dies Ziel war kein so leicht zu erreichendes, indem zwischen den beiden Streitern für den Böhmenkönig Tilly mit seinen dem Heere Christian's ums doppelte überlegenen Schaaren stand. Bei Höchst gelang es dem Halberstädter indessen, eine Schiffbrücke zu schlagen; wenn er sofort seinen Uebergang über den Strom begonnen hätte, so stand der Vereinigung mit Mansfeld nichts mehr im Wege, und die vereinigten Streitkräfte der beiden Feldherren hätten ein Heer gebildet, das zu besiegen jedenfalls eine sehr schwierige Aufgabe gewesen wäre. Doch es sollte anders kommen.

Da Tilly nicht mehr fern war, so mußte der Uebergang über den Strom ein sehr rascher sein, und hierzu wollte sich Christian aus dem Grunde nicht verstehen, weil er fürchtete, daß man unter solchen Umständen den

Uebergang einer feigen Flucht gleich halten könne. Er beschloß, Tilly die Schlacht anzubieten, die er zu gewinnen, auf seine und seiner Schaaren Tapferkeit bauend, trotz der doppelt überlegenen Streitkräfte des Feindes, für kein Ding der Unmöglichkeit hielt. Tilly nahm die angebotene Schlacht freudig an und am $^{9}/_{19}$. Juli 1622 standen sich die feindlichen Heerschaaren bei Höchst gegenüber. — So tapfer auch Christian's schon in mehr als einer Schlacht erprobten Soldaten kämpften, der Uebermacht mußten sie nach sechsstündigem blutigen Kampfe endlich weichen. In wilder regelloser Flucht eilten sie über die geschlagene Schiffbrücke, und eine Menge derselben fand dabei in den Fluthen des Mains ein nasses Grab. Christian von Halberstadt, oder der „tolle Christian“, wie ihn das Volk schon seit einiger Zeit nannte, war einer der Letzten, die über die Schiffbrücke eilten. Mit den Resten seines Heeres gelang es ihm jetzt über Darmstadt den Grafen Mansfeld zu erreichen.

Durch diese Vereinigung ward indessen zu Gunsten des vertriebenen Böhmenkönigs nichts mehr erreicht, indem dieser kurz darauf mit dem Kaiser Friedens-Unterhandlungen begann, und Christian von Halberstadt und den Grafen Mansfeld deshalb aus seinem

Dienste entlassen mußte. Vom Kaiser ward den Heerführern unter gewissen Bedingungen Pardon angeboten, aber Beide wollten davon nichts wissen; vielmehr machten sie mit ihren Schaaren jetzt den Versuch, sich durch Hennegau und Brabant zu Moritz von Oranien durchzuschlagen, um nunmehr unter diesem gegen die Spanier zu kämpfen. Sie erreichten ihren Zweck nicht, indem sich ein Theil des spanischen Heeres unter Gonzales de Cordova ihnen bei Fleurus entgegenwarf und sich mit ihnen in eine Schlacht einließ.

Mansfeld griff zuerst mit seinem Fußvolk an, ward jedoch zurückgeschlagen, und als er darauf seine Reiterei ins Treffen schicken wollte, verweigerte ihm diese den Gehorsam, da sie seit längerer Zeit keinen Sold empfangen hatte. Alles schien verloren, als plötzlich der tolle Christian mit seinen Reiterschaaren vordrang. Das Treffen ward immer hitziger. Viermal machte er im heftigsten Kreuzfeuer stehend, vergeblich den Versuch, den Feind zurückzuwerfen. Doch er verzagte nicht. Obgleich ihm die linke Hand von einer Musketenkugel zerschmettert war, und er an dieser Wunde die entsetzlichsten Schmerzen ausstehen mußte, befahl er dennoch zum fünften Male den Angriff, und die Spanier wider=

standen nicht länger. Gänzlich auseinandergesprengt, eilten sie vom Schlachtfeld und hinterließen den Siegern ihr reiches Lager. Das war der glorreichste Tag in Christian's Leben, und voll Stolz und Freude blickte er noch in späteren Jahren auf denselben zurück, von dem das Volk sang:

„Der küne Halberstätter wol bekand,
Nam sein Schwerdt in die eine Hand,
Sein Pistol in die ander;
Er ritt mit blosen Armen in den Streit,
Sein Volk stund vest bey einander."

Diese Siegesfreude ließ ihn sogar Anfangs seine in der Schlacht empfangene Wunde vergessen, und als ihn endlich der Schmerz zwang, Aerzte zu Hülfe zu nehmen, war es bereits zu spät, indem schon der kalte Brand eingetreten war. Nur rasche Amputation des Armes ließ Rettung möglich erscheinen, und Christian erklärte sich sofort dazu bereit. Auf offenem Felde, im Angesichte seines Heeres, unter dem Schalle von Pauken und Trompeten, ließ er die Amputation geschehen, bei der ihm kein Schmerzenslaut entfuhr, und nach der Operation sprach er, sich an seine Umgebung wendend, ruhig, als sei nichts geschehen, die Worte: „Verlier' ich gleich Arm und Bein, will ich doch der Pfaffen Feind sein." Als dann kurz darauf ein Sendbote der Spanier

eintraf, ließ er diesen zu sich rufen, und beauftragte ihn, seinem Herrn, dem Heerführer der Spanier, Spinola, zu vermelden, daß der „tolle Herzog" zwar einen Arm verloren, den andern aber behalten habe und mit diesem seinen Verlust zu rächen gedenke. Bald darauf verfertigte ein Holländer dem tollen Christian einen künstlichen eisernen Arm, der später noch in der Wolfenbütteler Kunstkammer aufbewahrt wurde.

Mit dem Siege von Fleurus war Christian's Kriegsglück dahin. Die Schwierigkeiten, die sich seinen Bestrebungen entgegenstellten, vermehrten sich von Tage zu Tage. Nebst Mansfeld verließ er die Niederlande bereits im folgenden Jahre 1623, wozu die General-Staaten die beiden Streiter förmlich trieben, da ihnen dieselben jetzt, nachdem die durch die Spanier drohende Gefahr nunmehr vorerst beseitigt war, überflüssig erschienen. Beide beschlossen deshalb sich wiederum der protestantischen Sache in Deutschland, mit der es zur Zeit schlechter denn je stand, anzunehmen, weshalb Mansfeld nach Ostfriesland, der tolle Christian aber wiederum nach Westphalen eilte, um neue Werbungen vorzunehmen.

Niedersachsen war auf's Neue vom ligistischen Heere stark bedroht und die niedersächsischen Stände in ihrer

Uneinigkeit konnten keinen Entschluß fassen, um dieser Gefahr zu begegnen. Christian bot sofort nach seiner Rückkehr Alles auf, um den niedersächsischen Kreis zur Bewaffnung zu bewegen, jedoch vergeblich, und als dann die Gefahr immer näher rückte, faßte der Kreis den unseligen Entschluß, das Ausland zu Hülfe zu ziehen. Der König Christian IV. von Dänemark erschien zur Vertheidigung Niedersachsens, wodurch das entsetzlichste Elend über das arme Land heraufbeschworen ward. Tilly überschritt bald die Grenzen des Landes und seine Schaaren hausten hier furchtbar. Das war jene Zeit, von der Herzog Friedrich Ulrich an den Kaiser berichtet:

„Durch Tilly, der wider Erwarten feindselig in mein Land eingefallen ist, sind die wehrlosen Leute in ihren Häusern, auf Wegen, im Walde und im Felde überfallen und mit Weib und Kind erbärmlich niedergehauen; weder Kindbetterinnen noch Säuglinge haben Schonung gefunden; man hat die aufgegriffenen Pfarrer erschlagen, die Bewohner der Siechenhäuser gemordet, Frauen die Zunge ausgerissen oder aufgespalten, Männern härene Stricke um den Kopf gewunden und mächtig zugezogen, um durch Marter das Geständniß ver-

steckten Geldes zu erpressen. Aemter und Klöster, Städte, Schlösser, Flecken und Dörfer sind ausgeplündert, die Kirchen geschändet. Lebensmittel, welche man nicht verschleppen konnte, hat man in den Koth gestampft, Fässern den Boden eingeschlagen, Kelche und Monstranzen gestohlen, Taufsteine und die auf dem Altare liegende heilige Bibel mit Unflath beschmutzt, Orgeln gebrochen, Gräber aufgewühlt, Kupfer und Blei von den Kirchthürmen genommen, Bibliotheken verbrannt, Frauen und Jungfrauen auf offener Straße geschändet, selbst mit Leichen Unzucht getrieben, Flecken und Dörfer ausgebrannt, und Menschen, gleich wilden Thieren, in Wäldern und auf dem Felde gehetzt. Ein Theil meines Fürstenthums, zwölf Meilen in der Länge, sieben Meilen in der Breite, liegt gänzlich verheert. Dessenungeachtet und obwohl die Früchte aufgezehrt sind, der Acker ungepflügt liegt und das Volk dem Hungertode entgegensieht, hat Tilly noch etliche 1000 Fuder Korn und 300,000 Thaler verlangt. Man hat in unserem Lande ärger gehaust, denn in Böhmen oder in der Pfalz. Wir können nicht glauben, daß der Kaiser, als ein gütiger und frommer Herr, an diesem Wesen Gefallen findet oder dasselbe anbefohlen hat."

Das dänisch-niedersächsische Heer erlitt nur Niederlagen, und der kühne Halberstädter konnte mit seinen sehr zusammengeschmolzenen Schaaren allein gegen die Macht der Liga nicht ankämpfen. Dennoch streckte er die Waffen nicht; vielmehr versuchte er nunmehr in kleinen Scharmützeln dem Feinde möglichst Abbruch zu thun. Seine Liebe und Zuneigung für sein Bisthum Halberstadt bewies er zu der Zeit wohl am besten dadurch, daß er im Jahre 1623 demselben, um es vor der Verwüstung Seitens der Ligisten zu bewahren, feierlich zu Gunsten des Herzogs Friedrich von Holstein entsagte. In eben dem Jahre 1623 am $\frac{\text{26. Juli}}{\text{6. Aug.}}$ war es auch, daß sich der Halberstädter mit Tilly's überlegenen Schaaren noch einmal in eine größere Schlacht einließ, und zwar bei Stadtlon in Westphalen, die mit einer entsetzlichen Niederlage für ihn endete, und nur mit Noth und Mühe gelang es dem schwerverwundeten Bischof, vom Schlachtfelde zu entkommen.

Er sah selbst ein, daß er sich jetzt nicht länger halten könne, weshalb er den Entschluß faßte, die Bruchstücke seines Heeres zu entlassen, ein Entschluß, dessen Ausführung ihm nimmer leicht geworden sein mag. Er ging in's Ausland, zuerst nach Holland, sodann nach

England. Seine Rolle auf dem politischen Welttheater hatte Christian damit ausgespielt, denn als er bald darauf von seinem Oheim, dem Könige von Dänemark, dem Kreisobersten Niedersachsens aufgefordert ward, in seine Dienste zu treten, er solcher Aufforderung auch nachkam, setzte der Tod bereits im Jahre 1626 am 6/16. Juni seinen Bestrebungen Schranken. Er starb in Wolfenbüttel, erst 27 Jahre alt, nach einem achtzehntägigen schmerzlichen Krankenlager. Wie ein Held ertrug er seine Leiden. Kein Laut des Schmerzes entfuhr ihm während derselben. — In demselben Jahre starb auch Graf Mansfeld und zwar gleich dem tollen Christian an einem schleichenden zehrenden Fieber.

Das gleichzeitige Theatrum Europaeum berichtet über den Tod des Halberstädters: „Als die Doctores den Cörper eröffnet vnd besichtiget, haben sie dz Inngeweid vnd sonderlich die partes vmb das Herz schwartz, auch gleichsam schwartze Blatern daran gefunden: darauß man vff alt Gifft hat schliessen wollen, dz langsamen Effect erreichet habe.“

Mit Christian ging die letzte Hoffnung des niedersächsischen Kreises dahin. Die Trauer um seinen Tod war eine tiefe und allgemeine, jedenfalls aber auch eine

verdiente, denn mag man von den kriegerischen Talenten und der ganzen Persönlichkeit des Mannes im Uebrigen denken, was man will, das Zugeständniß muß man ihm jedenfalls machen, daß er wie Wenige seiner Zeit den entschiedensten Willen gezeigt hat, sich seiner bedrängten Glaubensgenossen, besonders aber der seines engeren Vaterlandes anzunehmen; und nicht minder anerkennenswerth ist es, wenn man sieht, wie er für diese sein eigenes Interesse ganz in den Hintergrund schiebt, wenn er, um für sie ins Feld zu ziehen, den ruhigen Besitz seines schönen Bisthums aufgiebt, und auf das Recht der Succession in der Regierung der Braunschweig-Wolfenbütteler Lande nach dem etwaigen Tode seines söhnelosen Bruders förmlich Verzicht leistet. Die Behauptung, daß die Lage von Niedersachsen eine ganz andere geworden wäre, hätte das Schicksal ihn für die Regierung von Braunschweig-Wolfenbüttel bestimmt, dürfte unter diesen Umständen wiß als keine gewagte erscheinen.

Im Volke gedenkt man seiner nur selten noch. Allein in Westphalen, wo er so oft geweilt, erzählt man noch heutiges Tags bisweilen von dem „tollen Halberstädter."

Cagliostro in Warschau 1780.

Wer hätte wohl in seinem Leben nicht wenigstens schon einmal von dem großen Wundermanne des 18. Jahrhunderts, dem Grafen Alessandro Cagliostro, gehört? Von seinen angeblichen Reisen durch Europa, Asien und Afrika — seinen Wundercuren, seinen chemisch-alchymistischen Operationen, den Stein der Weisen betreffend — seinem Verkehr mit Geistern — seiner Fülle höherer und geheimer Weisheit, durch die er als Vorsteher mysteriöser Logen die Menschheit seiner Zeit beglücken zu wollen vorgab? — Und worin bestand diese Beglückung?

In der That, seitdem auch Goethe uns von dieser Erscheinung in dem Groß-Kophta ein fein ausgeführtes Bild hinterlassen hat, wird Niemand mehr daran zweifeln, daß das einzige Glück, welches dieser Abenteurer seinen Zeitgenossen zugeführt, darin bestanden habe, daß er ihnen von dem dumpfen und schweren, aber dafür

realen irdischen Gute eine bedeutende Erleichterung zu seinem eigenen Vortheil hat zu Gute kommen lassen. Dumme, Einfaltspinsel und Thoren hat es in der Welt immer gegeben; eine statistische Angabe, wie viel davon, ließe sich machen, wenn als Probirstein ein solcher frecher Abenteurer einmal wieder aufträte, wie jener Cagliostro, gegen Ende des vorigen Jahrhunderts!

Freilich ein solches Publikum, wie dieser damals fand, würde ein Nachfolger heutiges Tags wohl nicht mehr finden. Die Zeit kurz vor der französischen Revolution war besonders günstig, den Unverstand zu täuschen. Die Höfe und höheren Stände waren fast in allen Ländern durch innere Verderbtheit verkommen; allenthalben herrschte eine bureaukratisch-tyrannische Regierungsform, welche die Menschen gewöhnte, jede höhern Orts ausgehende Autorität, ohne ein Wort dagegen sagen zu dürfen, anzuerkennen; alle geistige Bildung bestand in dem Erlernen eines Jahrhunderte hindurch wieder von Generation zu Generation nachgebeteten Typus, der freie Ueberlegung dieserhalb und Fortschreiten des Geistes geradezu ausschloß, ja mitunter sogar als arge Sünde bestrafte; die inneren gesellschaftlichen Verhältnisse der Staatsbürger waren durch Pri-

vilegien höherer Stände geradezu auseinandergerissen; die Industrie bestand in alten, gildenmäßig erlernten Handgriffen, und die erbärmlichste mechanische Erfindung unserer Tage hätte man als ein Wunder oder vielleicht gar als Gabe des leibhaftigen Gottseibeiuns angestaunt.

Es ist kein Wunder, wenn in einer solchen Zeit einmal ein Mensch, den die Natur mit der Gabe, seiner Umgebung zu imponiren, ausgestattet, es mit Leichtigkeit ermöglicht, eine ungewöhnliche Carrière zu machen — denn sich körperlich und geistig Autoritäten zu fügen, ohne darüber nachzudenken, ob Ehre oder Vernunft dies auch gestatten, war gerade Geist jener Zeit.

Wenn wir daher hier einmal dieselbe Schilderung wiederholen, wie sie der vorgebliche Graf Alessandro Cagliostro selbst von seiner Persönlichkeit macht; über seine Einsicht in höhere und geheime Naturkräfte; über seinen Verkehr mit einer dem Angesichte Gottes näher stehenden Geisterwelt u. s. w., so wird allerdings das Wunder kaum begriffen werden, bis zu welchem Grade die unverschämteste Frechheit gehen konnte, Speculationen, auf die Umgebung gestützt, zu versuchen. Dies Wunder wird sich uns noch in größerm Maßstabe darstellen, wenn wir, den eigenen Angaben des Abenteurers

gegenüber, einen kurzen Abriß seines Lebens hinstellen, wie es sich in Wirklichkeit zugetragen. Man erkennt aber auch sofort, daß ein solches Wunder sich habe nur bei einem ganz andern, die Zeit beherrschenden Geiste, zutragen können, und wir haben, wenn wir die Möglichkeit eines zweiten Cagliostro für unsere Tage geradezu und gänzlich in Abrede nehmen, damit den vollen Beweis, daß seit 80 Jahren die Herrschaft der Vernunft über das Menschengeschlecht um einen bedeutenden Schritt vorwärts gerückt ist; daß der Glaube an Wunder höchstens auf Kinder und Ammen beschränkt bleibt, und daß man nicht dem ersten Besten sofort Alles glaubt, was er als übernatürlich — freilich meist ohne selbst daran zu glauben — seiner Heerde vorzutragen für gut findet!

Schon einmal, im Jahre 1785, brachte den Grafen Cagliostro in Paris sein wunderbares Auftreten und seine abenteuerliche Beschäftigung in die Bastille. Hier über sein Leben, seine Thaten und Absichten gerichtsseitig befragt, gab er über alle diese Umstände folgende amtliche protocollarischen Aussagen, welche wir aus den

noch vorhandenen Criminalacten wörtlich wiederholen wollen:

„Ich kenne weder meinen Geburtsort, noch meine Eltern, denn alle meine Nachforschungen hierüber haben mir zwar über meine Geburt eine hohe Meinung, aber stets nur ungewisse Nachrichten verschafft. Meine ersten Kinderjahre verlebte ich in der Stadt Medina in Arabien. Ich wurde unter dem Namen Acharat erzogen und wohnte im Palast des Mufti Salahaym. Unter den vier Personen meiner Umgebung war auch mein Hofmeister Althotas, der mich wie seinen Sohn liebte, und dessen Andenken ich stets wie das eines Weisen verehre. Er sagte mir, daß ich meine christlichen Eltern schon im dritten Monat meines Lebens verloren hätte, und ließ Vermuthungen über deren Personen fallen, die nach der Insel Malta wiesen. In allen Wissenschaften erfahren, ward er mein Lehrer, wobei sich jedoch bald meine besondere Vorliebe für Naturwissenschaften, Botanik und medicinische Physik kund gab. Er lehrte mich auch ferner, Gott anbeten, den Nächsten lieben und die Gesetze ehren, und wiewohl wir, der äußeren Kleidung nach, zur Religion Muhamed's zu gehören schienen, trugen wir die wahre Religion in unserm Herzen. Auch

lernte ich orientalische Sprachen und hörte von der Weisheit der Aegypter und deren Wunderbauten als Beweise derselben.

„Trotz aller Liebe, die mir der Mufti bezeigte, erwachte seit meinem zwölften Jahre die Reiselust in mir, um Alles das zu sehen, wovon mir mein Lehrer erzählt hatte. Eine eigene Carawane ward für mich dieserhalb eingerichtet, und wir zogen zuerst nach Mekka, wo uns der Scheik in seinem Palast aufnahm, um uns drei Jahre zu beherbergen. Während dieser Zeit hat er mich mit höchster Liebe behandelt, mich oft stumm unter Thränen an sein Herz gedrückt, und mich endlich, als ich weiter zu reisen verlangte, mit den geheimnißvollen Worten entlassen: „Lebe wohl, unglücklicher Sohn der Natur!“

„Die weitere Reise führte mich nach Aegypten, wo ich die Pyramiden, das Labyrinth und die alten Tempel sah und mit deren Priestern Bekanntschaft machte. Von da zogen wir durch die übrigen Hauptländer Afrika's und Asiens.

„Sodann besuchten wir die Hauptländer Europa's. Ueber Rhodus kamen wir 1766 nach Malta, wo mich der Großmeister Pinto mit väterlicher Liebe aufnahm

und mir sofort Wohnung in seinem Palast dicht neben seinen eigenen Gemächern gab. Ich erhielt ferner von ihm den Ritter Aquino, aus dem Hause der Fürsten von Caramanico, zu meinem beständigen Begleiter. Hier zog ich zum ersten Mal europäische Kleider an; mein Hofmeister Althotas hing das Malteserkreuz um, und ich nahm den Namen eines Grafen Cagliostro an, den ich nachher, neben anderen, um unerkannt zu bleiben, am meisten und zuletzt für beständig geführt habe. Als solcher ward ich allen Großkreuzen vorgestellt, und der Großmeister, der gewiß um meine Herkunft wußte, ohne mir solche zu verrathen, erzeigte mir ungewöhnliche Ehren, versprach mir auch die höchste Stellung im Orden, wenn ich vollständig dessen Gelübde ablegen wolle. Allein die Lust zu reisen und durch die erlernte Heilkunde der Menschheit zu nützen, ließ mich solche Anerbietungen ausschlagen. Hier verlor ich meinen weisen Althotas; er verpflichtete mich, alles das im Leben auszuüben, was ich bei ihm Gutes und Außerordentliches gelernt!

„Damit ward mir der Aufenthalt in Malta zuwider. Ich stellte nun, in Begleitung des Ritters Aquino, weitere Reisen, zunächst nach Griechenland, den Inseln

des Archipelagus, Sicilien, Neapel und Rom an. Hier verkehrte ich mit allen Cardinälen, auch dem spätern Papst Clemens XIV. Hier war es auch, wo ich Fräulein Seraphina Feliciani, meine Gemahlin, kennen lernte, mit der ich mich 1770 in meinem 22. Jahre vermählte. In ihrer Gesellschaft gingen dann meine weiteren Reisen durch Portugal, Spanien, England und Holland, wo wir allenthalben mit den höchsten Personen und Fürsten, ohne jemals um deren Gunst gebettelt zu haben, verkehrten."

Wir bemerken hier, daß Cagliostro im weitern Verlauf jener Reisen sich 1780 in Warschau befand, um hier durch seine gewöhnlichen Operationen das Publikum in Petersburg auf seine demnächstige Anwesenheit daselbst vorzubereiten und neugierig zu machen. Da wir gerade diesen Aufenthalt in Warschau darzustellen versuchen wollen, so fügen wir zuvor noch Folgendes hinzu, was zur weiteren vollständigen Kenntniß dieses Charakters dienen kann.

Gehen wir noch einmal kurz jene von ihm selbst angegebene Lebensskizze durch, so erkennen wir einen klugen Kopf, der wohl wußte, daß jene geheimnißvollen Ungewißheiten über seine Geburt gerade den größten

Eindruck auf die Gemüther der Menschen machten und daher am leichtesten geglaubt würden. Keiner konnte ihn bei dem, was er selbst ungewiß ließ, einer Unwahrheit oder eines Betruges überführen, und doch nahm man sicher das für den Betrüger günstigste Resultat, als das am meisten wahrscheinliche. Auf der anderen Seite hätte man aber auch sogleich einen Menschen ohne jede wissenschaftliche Bildung erkennen können, wenn der äußere Nimbus nicht die Augen der Erkenntniß verschleiert hätte. Jeder Gebildete wußte, daß der Stand der Cultur der orientalischen Völker weit hinter dem der europäischen zurückstand; außergewöhnliche Kenntnisse waren aus dem Orient nicht zu holen, eher aus Europa dahin zu bringen, und in Aegypten gab es bei den Pyramiden und Tempeln gar keine Priesterschaft, am wenigsten eine mit geheimer übernatürlicher Weisheit, welche sie dem Grafen Cagliostro hätte offenbaren können, sondern die Denkmäler der alten ägyptischen Größe waren stumme, unbewohnte Steinruinen. Und doch ließen sich gebildete Europäer aller Stände solche thörichten Märchen aufbinden! Und von wem?

Die Größe der Frechheit erkennt sich am besten aus solchen Angaben über das Leben des Betrügers, wie

sie die Zeit später als die allein wahren herausgestellt hat.

Am 2. Juni 1743 ward in Palermo von sehr armen Eltern niedern Standes Guiseppe Balsamo geboren. Er war zum Priesterstande bestimmt, kam früh in ein Seminar, aus dem jedoch der muntere Knabe, dem der zudictirte Stand nicht zusagte, in seinem dreizehnten Jahre heimlich entwich. Seine Vormünder griffen ihn auf und thaten ihn in das Kloster der barmherzigen Brüder zu Cartagiore, das unter noch strengerer Regel stand. Hier ward er im Laboratorium des Klosters der Gehilfe des Apothekers, der ihm einige oberflächliche chemische Kenntnisse und die Recepte zu verschiedenen Geheimmitteln beibrachte, womit er später Europa in Aufruhr setzte. Seines zügellosen Lebens wegen ward er jedoch bald aus dem Kloster und dem Orden gestoßen und mußte nun nach Palermo zurückkehren. Hier, ganz auf seinen Kopf beschränkt, sank er, da anstrengende regelmäßige Arbeit ihm verhaßt war, täglich tiefer. Als Wüstling, Kuppler, Gauner, Intrigant und Falschmünzer ward er bald den Gerichten so bekannt, daß er, 26 Jahre alt, auch von dort fliehen mußte. Von nun an benutzte er die gesammelten Er-

fahrungen in höherer Weise und zog von einem Ort zum andern. Um das erste Geld für seine Reisen zu gewinnen, betrog er einen Goldschmied unter dem Vorgeben, einen Schatz zu heben. Dann machte er gemeinschaftliche Sache mit einem gleichen Abenteurer, den er als orientalischen Weisen Althotas und seinen Begleiter einführte, sich aber später desselben auf eine nicht aufgeklärte Weise entledigte, als er dessen mögliches Zeugniß gegen sich fürchtete. Derselbe verschwand spurlos. Cagliostro sprach nur von Reisen, die er als heilender Arzt in Europa, Asien und Afrika gemacht, kam auch wirklich 1770 nach Malta, wo der Großmeister, selbst ein Liebhaber von Chemie und Sucher nach dem Stein der Weisen, wie damals Viele in Europa, sich täuschen ließ und wirklich glaubte, einen Grafen Cagliostro vor sich zu haben, dem er dann weitere Empfehlungen an bekannte Italiener mitgab. Mit diesen operirte er, nachdem er auf diese Art einen nach etwas klingenden Namen schlau gewonnen, dann etwas weiter. In Venedig lernte er die schöne Lorenza Feliciani kennen — ein Mädchen von zweifelhaftem Rufe, mit der er gemeinschaftliche Sache machte. Die schöne Kokette lockte die Vögel in das Netz, und ihr Gemahl rupfte ihnen

die Federn aus. Das Aufsehen, welches der anscheinend ganz uneigennützige Arzt, der Alchymist, Adept, Freimaurer, Magnetiseur und Geisterbeschwörer erregte — denn in allen diesen Rollen trat Cagliostro, je nachdem es ihm nützte, auf — war ungeheuer, und namentlich war ein Elixir, welches den Frauen langes Leben und beständige Jugend und Schönheit während desselben zusagte, eine allenthalben fließende Quelle der Einnahme. Dazu hatte diese Industrie noch den Vortheil, daß ein ganz natürliches Gefühl der Scheu die Damen bewog, alle Nachfragen und Zahlungen dieserhalb im tiefsten Geheim zu thun. Dagegen erfuhren diese, freilich nicht in Folge directer Behauptung, sondern aus indirecten Gesprächen, daß der Wundermann selbst durch den Gebrauch dieses Elixirs schon 150 Jahre alt sei, und daß seine schöne junge Frau schon Enkel und Urenkel habe.

Unter solchem Vorgeben war Norditalien abgeweidet. Cagliostro beschloß nun, den Norden Europa's, namentlich Curland, demnächst Petersburg zu besuchen. Auf dem Wege dahin machte er 1780 in Warschau eine kleine Zwischenstation. Da wir gerade über diesen Aufenthalt ein genaues, von Tag zu Tag gehendes Tagebuch

eines Gläubigen — der freilich bald anderer Meinung wurde — besitzen, so geben wir durch Mittheilung aus demselben das treueste und zugleich auch schlagendste Bild der Wirksamkeit des großen berühmten Betrügers.

Es lebten damals in Warschau zwei alte Herren, Repräsentanten der Adelsfamilien Polens, ein Fürst P. und ein Graf M., welche beide zu ihrem Zeitvertreibe diejenige Chemie trieben, welche damals in allen Theilen Europa's ihre Anhänger hatte, diejenige nämlich, welche sich abmühete, einen Stoff herzustellen, eine sogenannte materia primitiva, welche nicht nur der Grund alles Lebens sein sollte (daher gab sie dem Erfinder auch langes Leben), sondern auch alles Unedle, in einem neuen Schaffungsprocesse, in Edles — unedle Metalle daher in edle — verwandelte. Das waren die rechten Leute für Cagliostro; an diese hatte er sich daher empfehlen lassen, und Fürst P. logirte ihn sowohl wie seine Frau in seinem Palais ein. Cagliostro versprach, eminente Proben von seinen magischen Operationen sehen zu lassen, ließ jedoch, um die gehörigen Vorbereitungen zu machen und sich genaue Kenntniß von den Oertlichkeiten und Persönlichkeiten zu verschaffen, klüglich einige Tage hingehen, die er mit unbedeutenden

Productionen ausfüllte, um sein Publikum nicht ungeduldig werden zu lassen. Er ließ sich ein Zimmer anweisen, welches mit einem schwarzen Vorhange verhängt wurde, nahm der Gesellschaft das feste Versprechen der Verschwiegenheit ab, indem er viel von Gefahren durch Geister redete, wenn es gebrochen würde, und richtete mit seiner Gemahlin im Geheimen ein kleines achtjähriges Mädchen, Tochter des Schloßcastellans für seine Absichten und Zwecke ab. Das Zimmer ward dann mit solchen Emblemen ausgeputzt, die, einen ägyptischen Charakter tragend, eine ägyptische Loge darstellen sollte, — die Quelle der Weisheit, welche für die durstigen Jünger derselben demnächst zu fließen bestimmt war.

Als Alles in Ordnung war, nahm Cagliostro das Kind, rieb ihm Stirn und Hände mit einem duftenden Oele ein und machte dann über der Kleinen allerlei Hokuspokus mit einem arabischen Buche und einem Degen, worauf er das Kind hinter den schwarzen Vorhang stellte und es fragte, ob es Geister und Engel und andere Dinge mehr sehe. Das Kind sah angeblich immer das, wonach es gefragt wurde, und mußte auch einen Engel küssen, daß die Gesellschaft den Laut des

Kusses hörte. Dann mußten alle Anwesenden ihre Namen auf ein Blatt Papier schreiben, welches Cagliostro sodann verbrannte, und sich hierauf an das Kind wendend, befahl er ihm, dasjenige durch den schwarzen Vorhang zu reichen, was ein Engel zu seinen Füßen niederfallen lassen würde. Es war dies ein Billet, gesiegelt mit einem maurischen Siegel. Cagliostro erklärte, es stände darin eine Erklärung der Geister, daß die versammelten Jünger als würdige Neophiten der Weisheit von ihnen angenommen seien. Als das Billet erbrochen wurde, enthielt es denselben Zettel, mit den von der Gesellschaft geschriebenen Namen, den Cagliostro eben verbrannt hatte.

Dieses ebenso erbärmliche als gewöhnliche Taschenspielerstückchen machte den Grafen M. auf der Stelle stutzig, allein der Fürst P., dem er seine Bedenken mittheilte, war mit den übrigen Zuschauern so geblendet, daß gegen seinen Glauben vorerst nichts auszurichten war. Der Graf beschloß daher, bis zu besserer Gelegenheit zwar sich still zu verhalten, desto sorgfältiger aber jeden Handgriff des Wundermannes zu überwachen. Der Graf erfuhr bald darauf von dem Vater des Kindes, daß dasselbe nichts gesehen, so wenig Geister wie Engel;

daß der angebliche Engelskuß von ihm selbst und zwar auf seinen Arm geschehen sei, und daß er instruirt gewesen, von den verschiedenen Propositionen, aus denen die Fragen Caglioſtro's beständen, immer die zuerst gestellte Proposition repetirend, mit „ja" zu beantworten.

Cagliostro erhielt sofort Kunde von den Geständnissen des Kindes. Dasselbe konnte er natürlich nicht wieder benutzen. Selbst das Local, in dem die Aufführungen stattgehabt, schien ihm keine Sicherheit mehr zu bieten. Er erklärte daher, der Saal sei für die Geister zu enge und zu gedrückt. Der Fürst, welcher in dem benachbarten Wola ein großes Sommerpalais besaß, stellte dieses sofort zur Verfügung, und die ganze Gesellschaft siedelte nunmehr dahin über. Cagliostro reservirte sich die Ecke eines Flügels, legte hier ein Laboratorium, sowie auch ein neues ägyptisches Logen-Local an, und seine neuen Operationen begannen sofort damit, daß er die Kraft seiner materia primitiva zeigen und seine Jünger von seiner Fähigkeit überzeugen wollte, „philosophisches Gold" herstellen zu können. So nämlich nannte er jedes durch die Kraft jener Materie in edleres Metall verwandeltes unedlere.

Er erbat sich vom Grafen M. ein Pfund Quecksilber aus dessen eigenem Vorrathe, ließ dieses durch Erde, Thon und andere Zuthaten zu einem festen Klumpen herstellen, diesen dann in einen Schmelztiegel thun, welcher wieder, nachdem Cagliostro einige Grane eines rothen Pulvers dazugethan — eben seine materia primitiva — bis zum Rande mit aufgelöstem Gyps gefüllt wurde. Bei der letzten Operation nahm Cagliostro den Tiegel aus des Grafen Händen, unter dem Vorwande, es sei noch nicht genug Gyps hineingethan, obwohl der Tiegel mehr als gefüllt war. Er operirte noch eine kleine Weile mit demselben, ließ ihn dann auf ein Schmelzfeuer setzen, hierauf zur Abkühlung ihn in ein Aschenbad thun und endlich zerschlagen. Es fand sich in demselben in der That ein Klumpen reinen 16löthigen Silbers, 29½ Loth schwer.

Der Graf, wenngleich Anfangs stutzig, sah bald ein, daß es sich nicht um einen in Silber verwandelten Quecksilberklumpen, sondern um eine betrüglich eingeschmuggelte, völlig andere Schmelzung handeln müsse, welche Unterschiebung in dem Augenblicke geschehen sein konnte, als Cagliostro unnöthiger Weise den Tiegel aus des Grafen Hand genommen und damit hinter seiner

großen Maurerschürze operirt hatte. Verschiedenes deutete darauf hin. Cagliostro war, unter dem Vorwande, sich noch mit den Geistern bereden zu müssen, schon die Nacht zuvor im Laboratorium gewesen und hatte dort den ihm zu seiner Verwandlung zu Gebote stehenden Kohlenvorrath fast zur Hälfte verbraucht. Die äußere Form des Silberklumpens und seine blasenreiche Oberfläche zeigten deutlich, daß diese Schmelzung plötzlich und in Wasser, nicht aber in einem Aschenbade abgekühlt war; endlich fand der Graf, als er die Feile an das Silber legte, Spuren von Gold in demselben, ein Beweis, daß nicht verwandeltes Quecksilber, sondern eingeschmolzenes Silber vorliege, an dem jenes Gold früher gehaftet haben mußte.

Solche und andere Bedenken theilte der Graf der Gesellschaft mit, und wenn er damit auch den Glauben nicht sofort in Unglauben verkehren konnte, so war doch wenigstens die Saat des Zweifels gelegt. Cagliostro suchte diese durch doppelte Thätigkeit auszurotten. Neue Geisterstückchen, aber mit viel mehr Pomp und Ceremonie, wurden scenirt. Er brauchte dazu ein unschuldiges Mädchen, welches er in einer sechszehnjährigen jungen Polin fand. Anfangs spielte diese ihre Rolle

so meisterhaft, daß wiederum Alles staunte. Unglücklicherweise begann Cagliostro, sich in diese reine Jungfrau zu verlieben, und wollte, unter dem Vorwande einer Geisteroperation, sich an deren Körper Zudringlichkeiten erlauben, wodurch das Mädchen so empört wurde, daß sie stracks zum Grafen eilte und ihm den Betrug entdeckte — ein gewaltiger Stoß für den Betrüger! Gleichwohl blieb er noch ferner in Wola.

Jetzt ward ägyptische Loge gehalten. Ganz öffentlich dictirte er einige Arcana, die entweder falsch oder längst in der Chemie bekannt waren. Auch wollte er die Bereitung jener materia primitiva zur Herstellung des philosophischen Goldes lehren, welche sieben chemische Passagen, deren jede sechs Wochen Zeit in Anspruch nahm, zu durchlaufen hatte. Er gab auch als Probe einige der ersten, unbedeutende Recepte, hütete sich aber wohl, bis zur Angabe der letzten zu kommen.

Weiter versprach er einen Cursus der höhern Medicin. Solcher bestand im Schimpfen auf die damaligen Aerzte, Angabe längst bekannter Mittel, oder Bereitung solcher Mittel, deren wunderbare Species in keiner materia medica angegeben und natürlich in keiner

Apotheke zu erhalten waren. Viele Recepte waren auch aus dem alten Buche des Adepten Gualdo entnommen.

Das Ansehen des Wundermannes sank von nun an rasch immer tiefer, und vergeblich versuchte derselbe es durch neue wunderbare Operationen wieder zu heben. So hatte er schon lange versprochen, in der Loge den Groß-Kophta, das Haupt aller ägyptischen Priesterschaften, der mehr als tausend Jahre alt sein und in sich die Resultate der Weisheit und Erfahrung aller menschlichen Generationen, die innerhalb jener Zeit gelebt hatten, vereinigen sollte, zu zeigen. Derselbe erschien. Er war sehr dick, weiß gekleidet, hatte einen weißen Bart und eine weiße Hautfarbe und trug einen großen Turban. Allein unglücklicher Weise erkannte die Gesellschaft hinter dem ausgestopften weißen Pudermantel und der weißen Maske nur zu bald den Meister Cagliostro.

Das Unglück, welches einmal über das Haupt des Sterblichen hereinbricht, pflegt nie allein zu kommen; es häuft sich zusammen, wie die Wetterwolken, die ein Gewitter bilden. Gerade zu jener Zeit fiel eine häusliche Entzweiungsscene des Groß-Kophta mit seiner Gattin vor, und das heftige Temperament der sanguinischen Italienerin war nicht geeignet, bei Vorwürfen auch zu-

gleich die Grenzen einer klugen Verschwiegenheit einzuhalten. Und um endlich allem Unglück die Krone aufzusetzen, mußte ein Diener des Fürsten P. im dichtesten Gebüsche des Gartens denjenigen mit Erde und Thon hergerichteten Klumpen festen Quecksilbers auffinden, der angeblich bei der gedachten alchymistischen Operation in reines philosophisches Silber verwandelt sein sollte!

Damit war die Rolle des Betrügers für diesmal unwiderruflich ausgespielt, und er war schlau genug, dies selbst einzusehen. Bevor man ihm daher die Wege weisen konnte, trat er eines Morgens mit großer Frechheit unter sein Publikum, dem er erklärte, daß er noch in derselben Stunde abreisen müsse, weil höhere Aufträge, die ihm durch Geister verkündet seien, seine Anwesenheit anderswo verlangten. Doch ermahnte er noch seine ehemaligen Zuhörer, seine Lehren fleißig auszuüben. Ob man stumm und erstaunt gerade über solche Frechheit war, oder ob man den Skandal gehässiger Erklärungen scheute — man ließ ihn ruhig und ungehindert ziehen, ohne ihn weiter aufzuhalten, und fort zog der große Prophet, um andere Leute und Länder zu beglücken.

Ein jeder Leser dieser Skizze, wer er auch sei, wird sich unwillkürlich sagen: „Das ist nicht möglich! So etwas kann sich nicht ereignet haben! Dazu ist der Betrug zu dumm angelegt!“

Und dennoch ist Alles buchstäblich wahr!

Das Jahr dieses Ereignisses, 1780, war zwar nicht das des allerersten Auftretens Cagliostro's, wohl aber beginnt seine eigentliche glänzende und großartige Laufbahn um diese Zeit. Sie ward es gerade dadurch, daß er selbst klüger und für sein Geschäft ausgelernter wurde, daß er die Härten seines Aeußern und seines Charakters, die ihm noch von seiner niedern Geburt und von seiner zügellosen Jugendzeit anklebten, nach und nach abstreifte und der unübertreffliche Menschenkenner wurde, welcher sich später bei seinen Speculationen, die er auf die Dummheit der Menschen machte, fast niemals verrechnete. Beim Anfang jener Carrière, eben bei seinen Schaustücken in Warschau, treten noch manche seiner alten Schwächen hervor. Noch beherrschte er z. B. nicht völlig durch Ruhe und Ueberlegung das aufbrausende, hadersüchtige, feurige Temperament des Sicilianers, was ihn häufig — wie der Streit in Warschau mit seiner Gattin — zu seinem Schaden in Conflicte gerade mit den-

jenigen Personen führte, die in seine Geheimnisse am meisten eingeweiht waren. Er wollte durch chemische, alchymistische und kabbalistische Kunststücke täuschen und hatte doch gerade in diesen Fächern nur sehr oberflächliche Kenntnisse. An die Stelle derselben ließ er die unverschämteste Frechheit treten und meinte, dies sei genug, um die Menschen zu düpiren, oder sie gar zu völlig gläubigen Anhängern seiner Operationen zu machen. Früher ließ er noch die Geister durch den Mund eines unschuldigen Kindes reden und sie nur einem solchen sichtbar werden. Damit gab er sich vollkommen in die Hand eines Dritten. Später ließ er, gleich dem berüchtigten Schrepfer, seinen Zuschauern selbst die Geister erscheinen. In dieser Art und in vielen anderen Dingen ward Cagliostro von Jahr zu Jahr geschliffener und gewandter, und wenn wir in der folgenden Skizze von einem fünf Jahre später stattfindenden Auftreten Cagliostro's in Frankreich ein Bild geben werden, so wird in demselben der Betrüger zugleich als der feinste Weltmann und, dem Anschein nach, als der edelste Menschenfreund vor unseren Augen erscheinen.

Cagliostro in Straßburg.

Bei dem natürlichen Verstande Cagliostro's gehörte nur eine kurze Zeit dazu, um ihn zu überzeugen, daß er für sein Geschäft jedenfalls eines andern Aushängemantels bedürfe, als des bislang zur Schau getragenen, und aus dem Hexenmeister entpuppte sich nach und nach der feinste Weltmann, der die Gesellschaft nicht durch sogenannte Wunder, die in unseren Tagen der elendeste Taschenspieler besser ausführen würde, die aber dazumal angestaunt und für unerklärbar gehalten wurden, sondern als uneigennütziger Wohlthäter der Menschheit auf sich aufmerksam zu machen wußte. Er wandte sich nämlich der Heilkunde zu, und erlangte in der That als Arzt bald solchen Ruf, daß allenthalben, wohin er auch kam, sich um ihn eilends ein Haufen Hülfsbedürftiger sammelte und das Gerücht alsbald unerhörte Heilungen durch neue, der übrigen Medicin völlig unbekannte Mittel meldete. Es konnte nicht ausbleiben, daß auf diese

Art der Nimbus des Wunderbaren bald die Persönlichkeit des Grafen Cagliostro mehr wie je umhüllte. Ein Jeder drängte sich heran, den Wunderarzt kennen zu lernen, und ein Jeder wünschte Mehreres und Genaueres von ihm zu erfahren. Ward Cagliostro sodann nach dem befragt, was er früher an anderen Orten verrichtet, so suchte er zunächst solche Gespräche ganz zu umgehen. Auf weiteres Eindringen ließ er dann einzelne Worte fallen, welche seine früheren Thaten als unbedeutende Kleinigkeiten, die nicht der Rede werth, darstellten. Natürlich ward die Neugier der Menschen dadurch nur mehr gereizt, und statt wie früher ihnen geradezu aufdringlich mit seinen Wundern auf den Leib zu rücken, ließ er jetzt nur noch auf flehentliche Bitten auf deren Mittheilung sich ein. Natürlich konnte er nun auch die Bedingungen stellen, unter denen er solchen Bitten nachgeben wollte und war dabei nach allen Seiten hin — namentlich aber was den Honorarpunkt anbetraf — im Vortheil. Daß es dem Abenteurer übrigens gelingen konnte, in der Medicin Resultate zu gewinnen, über welche die Welt staunte, darf uns nicht wundern. Zunächst ist daran zu denken, daß Cagliostro schon beim Beginn seiner Laufbahn Gehülfe des Apothekers der

barmherzigen Brüder in Cartagiora war, und aus dieser Periode können immerhin einige chemische Kenntnisse, sowie einige Kunde der Heilmittel selbst und deren Bereitung zurückgeblieben sein. Hauptsächlich aber war es der derzeitige wirklich jammervolle Stand der Heilwissenschaft selbst, der ihm in seinen Operationen nur Vortheil bringen konnte. Man curirte damals nach zwei Theorien. Der einen waren alle Krankheiten Schwächezustände der betreffenden Organe, die daher wieder geweckt und gereizt werden mußten, während der andern Theorie die Krankheiten als Zustände von Hypersthenie und Ueberreizung galten, die durch Purgiren und Aderlassen, was bei dem betreffenden Patienten regelmäßig alle 4 Wochen geschah, zu entfernen waren. Bei allen acuten Krankheiten mußte die Erregungs-Theorie, bei allen chronischen dagegen die des Purgirens und Aderlassens sicher zum Tode führen, und die Bevölkerungslisten jener Zeit geben den besten Beweis, wie viele Millionen den Theorien der Facultäten zum Opfer gefallen sein müssen. Erschien nun einmal ein Arzt, der mit vernünftiger Nachhülfe den Kranken ruhig seiner eigenen Natur überließ, so mußte derselbe, seinen Collegen gegenüber, außerordentliche Erfolge

erreichen, die natürlich der Glauben des Volkes nicht der guten Natur des Kranken, sondern allein dem Arzte zusprach, namentlich aber, wenn dieser die Kunst der Augenverblendung aus dem Grunde verstand. Das war die Lage Cagliostro's, der es sich dazu Geld genug kosten ließ, um angebliche Kranke, die er wiederum angeblich geheilt haben sollte, zu vermögen, darüber dem Publikum gegenüber ein großes Geschrei zu erheben. — —

Um den schlauen Meister in der Kunst des Betrügens — der er so nach und nach immer mehr geworden — in seiner ganzen Vollkommenheit kennen zu lernen, geben wir im Nachstehenden die Schilderung seiner Thätigkeit in Straßburg, wohin er sich 1780 nebst seiner Gemahlin zum ersten Male begeben hatte. — —

Schon einige Zeit vor seinem Eintreffen in Straßburg hatte ein angeblicher polnischer Graf Guesky, der sein Vaterland wegen der ersten Theilung desselben verlassen haben wollte, in einem Straßburger Gasthause Wohnung genommen. Dieser nachher spurlos verschwindende Graf war nichts weiter als ein von Cagliostro vorausgesandter Sondirer des Terrains. Dasselbe dünkte dem Wundermann nach den Berichten des Polen für

seine Operationen sehr günstig, und am 19. September 1780 erschien er selbst in Straßburg, aber noch incognito. Bei einem Kaufmann, Namens Querre, der ein kleines Tabaksgeschäft betrieb, nahm er Wohnung. Sein Incognito hielt er jedoch nicht lange ein. Denn schon wenige Tage nach seiner Ankunft kam es zwischen ihm und Guesky beim Begegnen auf der Promenade zu einer natürlich verabredeten und mit großem Eclat in Ausführung gebrachten Erkennungsscene, und Guesky beschwor Cagliostro auf offener Straße mit lauter Stimme, doch auch der guten Stadt Straßburg die Wohlthaten seiner umfassenden Kenntnisse zu Gute kommen zu lassen. Tags darauf machte der Pole in den Straßburger Zeitungen ein ungeheures Wesen von dem Glücke, welches allein schon das Verweilen eines Mannes gleich Cagliostro für die Stadt mit sich bringe. Er verwies auch dabei auf ein eben erschienenes Buch: „Lettres sur la Suisse“, dessen Verfasser sich über Cagliostro also äußert:

„Dieser besondere, ausgezeichnete Mann ist ebenso bewunderungswürdig durch seine immensen Kenntnisse, wie durch sein ganzes Auftreten. Niemand weiß, wer er ist, woher er kommt, und wohin er geht! Er ist geachtet von allen Behörden der Städte, in denen er

sich aufhält; angebetet von den Armen derselben, und nur gehaßt, verfolgt und angeschuldigt von einer neidischen Partei. Sein Dasein hat er den Kranken geweiht, vorzugsweise den armen, und verlangt dafür weder Geld noch sonstige Belohnung, ja, er verabreicht selbst die Arznei und die nöthigen Stärkungsmittel umsonst. Der wunderbare Mann muß daher auch ein ungeheures Vermögen sein nennen. Er redet fast alle Sprachen Europa's und Asiens. Von der Menge seiner Patienten — wenigstens 15,000 an der Zahl — welche er geheilt hat, will ich gar nicht einmal reden, wohl aber davon, daß seine Feinde ihm aus seiner Praxis nicht mehr denn drei Todesfälle nachweisen können!"

Nach solcher Reclame strömten die armen Kranken natürlich in gehöriger Menge herbei. Cagliostro, obwohl er sich das Ansehen gab, mit seiner Wissenschaft in Straßburg gar nicht auftreten zu wollen, mußte nachgeben und bei den Hülfesuchenden die Cur beginnen. Einer zog den Andern nach sich, Straßburg ward aufmerksam, dann neugierig, und — der Betrüger hatte gewonnen! Der erste Akt, der des Entrée's war gespielt! —

Die Bekanntschaft des Wundermanns, der alsbald die besonderen Liebhabereien verschiedener reicher Straßburger für sein eigenes Interesse vortrefflich auszubeuten verstand, ward nunmehr eifrig gesucht. Dem Einen ertheilte er Unterricht in der Bereitung der Mittel bezüglich Aufsuchung des Steins der Weisen; Andere, die in Ausschweifungen ihr irdisches Dasein nach und nach untergraben und sich nun von Gewissensbissen gepeinigt in religiösen und philosophischen Grübeleien ergingen, unterhielt er mit Citaten von Geistern, die über Fragen Auskunft gaben, welche die Vorsehung den Wünschen der Menschen weislich vorenthalten hat. Noch größer war das Publikum, welches die Kunst erlernen wollte, so alt wie Methusalem zu werden, oder noch lieber gar nicht zu sterben, um so mehr, als ja auch zugleich in der Kunst Unterweisung ertheilt wurde, ein solches Leben in ewiger Jugendfrische und ungeschwächter Kraft zu verbringen. Nicht minder groß war der Andrang der Neugierigen, als Cagliostro, der mittlerweile eine weitläuftige Wohnung bezogen und diese mit der größten Eleganz eingerichtet hatte, in derselben als Groß-Kophta Mitglieder für seine geheime ägyptische Freimaurerei — nach seinen Aeußerungen der wahre

Quell aller Weisheit und Wissenschaft — aufzunehmen begann.

Da, wie schon erwähnt ist, Cagliostro sich zur Zeit nur auf die inständigsten Bitten bewegen ließ, Fremden Kunde von seiner geheimen Magie zu geben, so konnten sich diese, hatte der Wundermann sich endlich bereit erklärt, ihren Wünschen nachzukommen, auch nimmer beklagen, wenn ihnen die Einweihung in solche Wissenschaft ein gehöriges Stück Geld kostete. Dennoch würden diese hierdurch erzielten Einnahmen schwerlich genügt haben, um auf dem Fuße, auf dem Cagliostro in Straßburg sich eingerichtet hatte, längere Zeit zu leben — und nur durch ein täuschendes kostbares Aeußere war es ihm möglich, die Neugier auf die Dauer zu fesseln — wenn sich für ihn nicht plötzlich eine neue Quelle der Einnahme geöffnet hätte. Es war dies die Persönlichkeit des Prinzen von Rohan-Guemené, Cardinal-Erzbischofs von Straßburg, Großalmoseniers von Frankreich und Mitgliedes der Akademie.

Dieser hohe Kirchenfürst, den Freuden und Genüssen dieser Welt nur zu sehr ergeben, hatte früher durch sein wüstes Leben in Wien, woselbst er als Gesandter Frankreichs verweilt, die Kaiserin Maria Theresia im

höchsten Grade empört. Die hohe Frau ließ ihn ihre volle Verachtung fühlen, und Rohan rächte sich der Dame gegenüber durch den beißendsten Witz. Als dann die Tochter der österreichischen Kaiserin, Maria Antoinette, als Gemahlin Ludwigs XVI. in Frankreich einzog, fiel der Cardinal in Ungnade. Er mußte seinen Gesandtschaftsposten verlassen, in seine Diöcese zurückkehren und durfte bei Hofe nicht erscheinen. Das war für den Weltmann zu viel. Fern vom Hofe fühlte er sich mehr als unglücklich, und all' sein Streben ging von nun an nur noch dahin, die Gunst der königlichen Familie wieder zu erlangen und in deren Nähe leben zu dürfen. Diesen seinen Wunsch verwirklicht zu sehen, ließ er kein Mittel unversucht, und er zeigte sich in der Wahl derselben eben nicht sehr peinlich, und da seine Geistesgaben auch nicht zu den hervorragendsten gehörten, so kann es nicht Wunder nehmen, daß der Kirchenfürst bald genug frechen Abenteurern und Abenteurerinnen in die Hände fiel, die seine Eitelkeit und seinen Ehrgeiz zum Vortheil ihrer Börse vortrefflich auszunutzen verstanden. Unter diesen war es vorzugsweise die berüchtigte spätere Gräfin Lamothe-Valois, die ihre schlauen Netze um ihn gewoben und ihm bezüglich

Erreichung seines Zweckes die weitgehendsten Versprechungen gemacht hatte. Dieselbe, damals noch unverheirathet und kurz vor ihrem Bekanntwerden mit dem Cardinal aus der Abtei Longchamp, wohin sie von der königlichen Familie zur Erziehung gegeben war, entsprungen, um auf eigene Hand mit den Gaben ihres Geistes und ihres — Körpers ihren Unterhalt zu suchen, drängte sich an den Prinzen, sprach ihm von ihrer Verwandtschaft mit den Bourbons und ihrem daraus entspringenden Einflusse bei Hofe vor und eröffnete ihm die bestimmtesten Aussichten, ihn wieder an den Hof zu bringen. Kurz darauf, nachdem die Abenteurerin sich mit dem Kirchenfürsten eingelassen, traf Cagliostro in Straßburg ein. Gleiche Seelen finden sich. Cagliostro suchte die Bekanntschaft der Freundin des Prinzen. — Beide erkannten sich bald als Abenteurer und Betrüger und beschlossen rasch, gemeinschaftliche Sache zu machen, soweit es galt, Rohan gehörig zu rupfen. Die Lamothe führte Cagliostro beim Fürsten ein, und dieser nahm den Betrüger, dessen Ruhm und Ruf ihm natürlich nicht fremd geblieben, mit Auszeichnung bei sich auf. Cagliostro, dem ja die Zukunft nicht verschlossen war, begann, von dem Fürsten dringend ersucht, ihm bei

Erreichung seines Wunsches, wiederum bei Hofe erscheinen zu dürfen, mit seiner Weisheit und der Fülle seiner großen und geheimen Wunderkräfte behülflich zu sein, seine Experimente mit unschuldigen Kindern, die, „angehaucht von dem Geiste des mächtigen Wundermannes“, in einer mit Wasser gefüllten Kugel bildlich die Geschicke der Menschen vor ihren Augen vorüberziehen sehen konnten. Natürlich erblickten die abgerichteten Kinder in dem Glase sehr bald den König und die Königin von Frankreich, eine glänzende Versammlung um sich, darunter in nächster Nähe des Thrones den Cardinal. Letzterer war ob solcher vor die Augen der Kinder getretenen Erscheinung entzückt, sah sich im Geiste bereits wieder in einer wünschenswerthen Stellung bei Hofe und bewilligte von seinen ungeheuren Einkünften den Betrügern in der Freude seines Herzens so viel, als sie verlangten. Auf diese und ähnliche Weise operirte das saubere Pärchen weiter, und der düpirte und bornirte Kirchenfürst hatte kein Arg daraus, daß trotz der weitgehendsten Versicherungen und Versprechungen der Betrüger, allemal, wenn der Cardinal sich nicht mehr weit vom Ziele entfernt hielt, dieser oder jener kleine Umstand eintrat, der den letzten

Erfolg beständig von einem Tage zum andern hinausschob. Lange Zeit lebten die beiden Betrüger so auf dem glänzendsten Fuße von dem Gelde des Cardinals.

Wenn nun auch Cagliostro's Thätigkeit so nach und nach hauptsächlich Rohan gewidmet war, so erstreckte sich dieselbe doch auch noch immer auf andere Personen und Gegenstände, und Jeder, der Neigung hatte, sich betrügen zu lassen, war willkommen, und Cagliostro stand mit seinen Betrüger-Kunststücken seit dem Ende des Jahres 1780 in Straßburg in vollem Flore. Um diese Zeit kam noch ein neues hinzu, wodurch der Schlaue ungemeines Aufsehen erregte. Es waren dies die Gastmähler, bei denen jeder Gast einen Verstorbenen zu seinem unsichtbaren Tischnachbarn von Cagliostro citiren lassen, und dann mit diesem eine Unterhaltung über supranaturelle Dinge halten konnte, die einem Jeden verständlich war. Es leidet keinen Zweifel, daß die Kunst der Bauchrednerei hier besonders zur Anwendung gebracht worden ist. Wir besitzen von einem solchen, wenn auch nicht damals in Straßburg, so doch einige Zeit später in Paris stattgehabten Gastmahle eine genaue actenmäßige Beschreibung, und da dasselbe von den in Straßburg in Scene gesetzten Gastmählern sich

kaum unterscheiden dürfte, so lassen wir jene Beschreibung hier folgen:

„Man hatte zwölf Couverts aufgelegt, obwohl nur sechs Gäste erschienen waren. Jeder derselben wählte sich einen Verstorbenen, den er zum Gesellschafter wünschte. Dieselben waren: Alembert, der Herzog von Choiseul, Diderot, Voltaire, der Abbé Voisenon und endlich Montesquieu. Die erste an Alembert gerichtete Frage lautete: „Wie geht es in der andern Welt zu?"

„Es giebt keine andere Welt," entgegnete der Unsichtbare. „Der Tod ist nichts weiter, als ein Aufhören der Uebel, die uns auf Erden gequält haben! Mit unserem Leben erreicht alle Freude, zugleich aber auch alles Leid die Endschaft. Einige Verstorbene, die ich getroffen, haben mir die Mittheilung gemacht, daß ich auf Erden fast ganz vergessen sei. Ich habe mich darüber getröstet. Die Menschen verdienen es nicht, daß man sich viel mit ihnen beschäftigt. Geliebt habe ich sie nie — jetzt verachte ich sie."

„Wie denkt Ihr jetzt von Eurer Wissenschaft?" ward Diderot gefragt.

„Ich bin keineswegs so weise gewesen, wie man geglaubt hat," antwortete er. „Mein gutes Gedächtniß

führte mir Alles wieder vor, was ich gelesen hatte, und so nahm ich denn, was ich schrieb, bald hierher bald daher. Dies ist auch der Grund des Unzusammenhängenden in all' meinen Büchern. Die Encyklopädie, die mir zugeschrieben wird, gehört mir eigentlich gar nicht an. Ich habe als Redacteur nur ein wenig Ordnung in die Materie gebracht. Derjenige, welcher das Register bearbeitet hat, trägt sonder Zweifel das größte Verdienst an dem Werke, und doch denkt kein Mensch daran, ihm deshalb die gebührende Ehre zu erzeigen."

„Und ich," fiel Voltaire ein, „habe dieses Unternehmen gelobt, wo und wie ich nur immer gekonnt in der Meinung, daß dasselbe geeignet sei, meine philosophischen Ansichten zu unterstützen. Philosophie! — — Ah bah, es ist nicht ein Wort wahr von allem dem, was sie uns erzählt. Ich habe mich davon überzeugt — — sie ist nichts weiter, als eine lange und traurige Fabel, von der ich sogar die Erinnerung verloren habe. Nach meinem Tode habe ich ganz andere Dinge getrieben. Ich habe mit einem halben Dutzend Päpsten geplaudert — es hört sich ihnen recht nett zu. Clemens XIV. und Benedictus sind, wie ich versichern kann, in hohem Grade ergötzlich."

„Was mich nur ein wenig betreten macht,“ meinte der unsichtbare Herzog von Choiseul, „ist, daß es dort, wo ich jetzt verweile, kein Geschlecht giebt, und doch meine ich, daß diese fleischliche Umhüllung keineswegs ohne allen Werth ist.“

„Woran erkennt man sich denn?“ fragte Jemand aus der Gesellschaft.

„An den Wunderlichkeiten, den Neigungen, den Ansprüchen und hundert andern Dingen, welche hier auf Erden in großem Ansehen, dort aber nur lächerlich erscheinen.“

„Was mir dort zum größten Vergnügen gereicht,“ sprach der Abbé Voisenon, „ist, daß man dort von der Manier, geistreich sein zu wollen, vollkommen geheilt erscheint. Sie glauben nicht, wie man mich dort mit meinen abgeschmackten und geistreich sein sollenden Romanen gehänselt, wie man sich über meine übrigen literarischen Erzeugnisse moquirt hat. Freilich habe ich versichert, daß dies die Sünden eines jungen Alters seien, doch wollte man mir dies leider nicht glauben. Tagtäglich muß ich nun noch die Irrthümer meines Menschenlebens in jenem Leben ausbüßen.“

Montesquieu erzählte höchst naiv: „Es thut mir aufrichtig leid, mich so viel mit meinem „esprit des lois“ gequält zu haben. Denn wenn ich aus der andern Welt das Treiben der Menschen übersehe, so wird mir nur zu klar, daß es einen Geist der Gesetze gar nicht giebt, sondern daß Jeder, der nur die Macht dazu hat, sich immer solche Gesetze schafft und schaffen wird, wie sie ihm für den Augenblick gerade zum Vortheil gereichen.“

In dieser Weise ging es weiter. Nur begannen die sichtbaren körperlichen Gäste die unsichtbaren geistigen Tischgenossen nach und nach so unverschämt zu fragen, daß die Letzteren zum Antworten kaum die nöthige Zeit fanden — so drängten die Fragen sich. Dieser wollte etwas von verstorbenen Freunden erfahren, jener die Zukunft enthüllt wissen, und ein Dritter verlangte gar über politische Verhältnisse nähere, detaillirte Auskunft. Die Antworten lauteten ebenso abgeschmackt, wie die übrigen vorhin mitgetheilten Nachrichten aus der Geisterwelt, und es ist in der That unbegreiflich, wie sich die Menschen so jahrelang täuschen lassen, und sie nur stets begieriger nach ähnlichen Mittheilungen machen konnten. Die Eröffnungen der Orakel und

Sibyllen des Alterthums hatten wenigstens doch das Eigenthümliche, daß sie dunkel und stets verschiedenerlei Auslegung zuließen, und auf diese Art fast immer auf die eine oder andere Weise das Richtige trafen; aber die Nachrichten der Cagliostro'schen Geisterwelt enthielten, wie aus den obigen Mittheilungen genügend zu ersehen, gerade in den Hauptsachen die größten Widersprüche, wimmelten von erbärmlichen Gemeinplätzen und gaben dann wieder Aufklärungen über höhere Dinge, wie sie ein zwölfjähriger Schuljunge ebenso gut, wenn nicht besser, geben konnte, und derentwegen man wirklich nicht nöthig gehabt hätte, zu der auf einer höhern Stufe der Erkenntniß stehenden Geisterwelt zu recurriren. Es überläuft Einen ein gelinder Schauer, wenn man über den unverwüstlichen Glauben an Wunder und zwar vorzugsweise Seitens der sogenannten gebildeten Gesellschaft jener Zeit nachdenkt. —

Während so der Graf Cagliostro seine Heerde auf die vortrefflichste Weise zu scheeren wußte — der Preis für ein Couvert bei jenen Diners differirte mit den üblichen Hotelpreisen natürlich entsetzlich — war auch seine würdige Gemahlin, die ebenso schöne als sittenlose

Lorenza Feliciani nicht unthätig. Gleich Cagliostro trat auch sie mit der Freundin des Cardinals, die inmittelst dem Grafen Lamothe ihre Hand gereicht hatte, in engere Verbindung. Beide Paare fanden sich so ziemlich in gleichen Umständen, beide waren bei völliger moralischer Versunkenheit und ohne jegliche Lust, auf ehrenwerthe Weise eine Existenz sich zu verschaffen, lediglich darauf angewiesen, durch Gaunerei und gemeinen Betrug ihren Lebensunterhalt zu suchen, und beide Paare arbeiteten sich, nachdem sie sich genügend kennen gelernt hatten, gegenseitig bei allen Operationen von nun an vortrefflich in die Hände.

Eine der ersten gemeinsamen Unternehmungen der beiden Damen erstreckte sich auf die Freimaurerei, denn plötzlich verbreitete sich in Straßburg das Gerücht, daß nicht allein Cagliostro die Befugniß ertheilt sei, das damalige Freimaurerwesen für Männer nach einem ägyptischen Modus völlig umzugestalten, sondern daß auch seine Gemahlin von dem geheimnißvollen Groß-Kophta autorisirt sei, ägyptische Logen für das weibliche Geschlecht zu gründen, um dasselbe durch besondere Weisheit und bisher verhüllte Geheimnisse auf eine höhere Stufe der menschlichen Gesellschaft zu stellen.

Das Gerücht erwies sich als kein trügerisches, denn schon einige Tage nach Auftauchung desselben thaten die Gräfinnen Cagliostro und Lamothe die nöthigen Schritte zum Beginn des herrlichen Werkes. Bei ihrer großen persönlichen Bekanntschaft war es der Lamothe ein Leichtes, die Aufmerksamkeit vieler hochgestellter Damen auf die Angelegenheit zu lenken und deren Neugier rege zu machen, und bereits mit dem Jahre 1781 konnten die Logen für weibliche Freimaurerei beginnen. Verschwiegenheit ward von allen Theilnehmerinnen beschworen, denn tiefes Geheimniß sollte über die Thätigkeit der Loge herrschen.

Und welcher Art waren die Geheimnisse, in welch' höhere Weisheit ward das weibliche Geschlecht hier eingeweiht?!

Die Enthüllungen, welche spätere Untersuchungen gegen die beiden Familien Cagliostro und Lamothe-Valois gebracht haben, lassen keinen Zweifel, daß es bei diesen Logen auf nichts weiter als auf eine jeglicher Schamhaftigkeit bare Emancipation des weiblichen Geschlechts abgesehen war! Die Predigten der würdigen Großmeisterinnen zielten dahin, die Decoration und Scenerie der Versammlungssäle waren dem ganz an-

gemessen, und Erscheinungen wurden dem erstaunten weiblichen Publikum gezeigt, die sich jeder Mittheilung entziehen.

Eine derartige Emancipation der Frauen zu erreichen, darf bei zwei moralisch total gesunkenen Personen gleich jenen beiden Freundinnen nicht verwundern, daß aber notorisch eine Menge Damen der ersten Familien Theil an jenen Versammlungen längere Zeit hindurch zu nehmen sich nicht entblödeten, liefert uns den Beweis, wie weit Zucht, Sitte und Ordnung damals in Frankreich vernichtet gewesen sind. Die bald folgenden Erscheinungen der großen Revolution zeigen sich uns darnach nicht als Extravaganzen Einzelner, sondern als natürliche Folge allgemeiner verrotteter Zustände. —

So angenehm und erwerbreich nun auch das Leben für die Familie Cagliostro in Straßburg bei einem Stützpunkt wie ihn das Haus des Cardinals Rohan bot, sein mochte, der schlaue Gaukler sah dennoch bald ein, daß es auch hier ein Ende nehmen, und Paris schließlich das wahre Eldorado für seine Thätigkeit sein müsse.

Er begann daher nach und nach von seinen Verbindungen mit dem Hofe und mit demselben in tägliche

Berührung kommenden Personen mit dem Cardinal zu reden und diesem vorzustellen, daß durch dieselben und seine — Cagliostro's — Anwesenheit in Paris die Wiederaufnahme des Cardinals in die Gnade der königlichen Familie am Ende doch leichter zu erreichen sei, als durch von Straßburg aus angestellte Versuche. Der Kirchenfürst zeigte sich sofort bereit, für einen solchen Zweck alle von Cagliostro verlangten Summen zur Verfügung zu stellen, und so reiste Cagliostro gegen Ende des Jahres 1781 nach Paris ab; anstatt aber, wie er vorgegeben, seine hohen Bekanntschaften, mit denen er renommirt, für die Interessen des Cardinals auszunutzen, zog er vor, sich von diesem Empfehlungen an dessen Verwandte und Freunde geben zu lassen, und nutzte dann die auf solche Weise gewonnenen Bekanntschaften ganz allein insofern für sich aus, als er sich dadurch Grund und Boden für seinen beabsichtigten künftigen Aufenthalt in Paris zu legen wußte. Bei dem europäischen Rufe, den Cagliostro zur Zeit noch genoß, sowie bei den ausgezeichneten persönlichen Gaben des Mannes ward es ihm leicht, die durch die Empfehlungen des Cardinals begonnenen Bekanntschaften durch die einflußreichsten Personen von Tag zu Tag mehr aus-

zubreiten, um in deren Umgang seine Zeit vortrefflich hinzubringen. Von dem guten Cardinal bezog er dabei die Mittel, auf hohem Fuße leben zu können und wußte den Ungeduldigen, der täglich auf Nachricht wartete, wieder am Hofe erscheinen zu dürfen, stets mit neuen Ausflüchten von einem Tage zum andern hinzuhalten und zu neuen Opfern geneigt zu machen.

Endlich floß aber doch das Gefäß über. Der Cardinal ward ungeduldiger, begann endlich in Cagliostro's Versprechungen Zweifel zu setzen und fing bereits an, den Verdacht zu äußern, daß er am Ende gar betrogen werde. Hierzu kam, daß zu derselben Zeit die Polizei in Straßburg, trotz aller gelobten Verschwiegenheit, doch Kunde von dem Scandal der weiblichen Freimaurerlogen erhalten hatte und im Begriffe stand, sich hiervon amtliche Kenntniß zu verschaffen, um dagegen einschreiten zu können.

Kaum hatte Cagliostro durch seine bezahlten Zwischenträger von diesem Stande der Angelegenheit Kunde erhalten, als er rasch mit seiner von Straßburg herbeigeeilten Gemahlin aufbrach und nach England übersiedelte, unter dem Vorgeben, daß er von geheimnißvollen Oberen plötzlich den Befehl erhalten, auch hier die Menschheit

mit seiner höhern Weisheit zu beglücken. Im Grunde aber war es neben der in Frankreich höchst kritisch gewordenen Situation, noch eine andere Veranlassung, die ihn und seine Gattin nach England trieb.

Im Jahre 1772 war zu London der berühmte Emanuel Swedenborg gestorben und hatte als Resultate seiner mündlichen Lehren und seiner Schriften ein theologisches oder vielmehr theosophisches System hinterlassen, welches nach und nach eine Menge von Anhängern fand. In England, namentlich aber in dem südlichen Schottland, dem wahren Terrain für theologische Grübeleien, fand dasselbe fast überall Beifall. Swedenborg, als Gelehrter, als praktischer Staatsmann und als Bürger in jeder Hinsicht gleich ausgezeichnet, neigte stark zur Schwärmerei hin und gab in Folge davon die Möglichkeit des Verkehrs Gestorbener, sowie überhaupt einer höhern Geisterwelt mit dieser Erde, auch Vorahnungen, Prophezeihungen u. dgl. mehr zu. Doch waren derartige Annahmen keineswegs Hauptpunkte in seinem Systeme, sondern lediglich beiläufige Hypothesen.

Cagliostro beschloß nun, Swedenborg's Nachfolger zu werden, wollte aber, ohne sich weiter um dessen theologische Sätze zu bekümmern, allein den supra=

naturellen, nebensächlichen Punkt von dessen System acceptiren. Weil auch er der Welt von seinem intimen Verkehr mit der Geisterwelt vorsprach, glaubte er, daß die Mehrzahl der Swedenborgianer in England ihn sofort als neues Oberhaupt ihrer Gemeinden mit offenen Armen aufnehmen würden, sowie er, der Großmeister jener geheimen Wissenschaft, die Geister sich dienstbar zu machen, bei ihnen sich zeigen würde; daß er, hatte er die Stellung erst gewonnen, dieselbe lediglich zu seinem persönlichen Vortheil ausnutzen wollte, wird der Bemerkung nicht bedürfen.

Allein in seinen Voraussetzungen täuschte er sich doch gewaltig. Der mehr zum Rationalismus geneigte praktische Engländer merkte bald, um was es sich handelte. Die Secte der Swedenborgianer wußte, wie bereits angedeutet, sehr wohl, daß der Lehrsatz einer unmittelbaren Offenbarung der Geisterwelt nur ein beiläufiger Satz ihres Systems sei, von dem Jedem so viel zu glauben freistand, wie er eben wollte, und nicht minder wußte sie, daß dasjenige, was ihr Stifter davon vorgetragen hatte, jedenfalls nur die wahre und feste Ueberzeugung eines bewährten, braven und redlichen Mannes war, der wohl damit irren, nimmer aber die

Absicht damit zu täuschen oder vielmehr zu betrügen haben konnte. So wie aber Cagliostro auftrat und seine Lehren über die Natur und das Wesen der Geister entwickelte und die Stellung auseinandersetzte, die er selbst gegen dieselben einzunehmen angewiesen sein wollte: ward es allen Unterrichteten sofort klar, daß es sich nur um ein System des Unsinns und der Thorheit handele, welches lediglich auf Täuschung und zwar zum Vortheil des pecuniären Interesses des angeblichen Wundermannes abzielte. Ein Cagliostro konnte, darüber ward man bald einig, nimmer der Nachfolger Swedenborg's und der Vorsteher der von diesem gegründeten Gemeinden werden!

Nachdem Cagliostro also Fiasco gemacht hatte, trat von nun an John Clowes, Rector der St. Johanniskirche zu Manchester, an die Spitze der Swedenborgianer. Es gelang diesem bald, in die Secte durch eine neue Organisation Einigkeit und innern Halt zu bringen. Er übersetzte und erklärte die Werke ihres Stifters und hielt seine Glaubensgenossen vorzüglich auch dadurch in Ansehen, daß er zur Milde und Duldsamkeit gegen Andersdenkende, zum Gehorsam gegen die Obrigkeit und zum Fleiß und zur Arbeitsamkeit aufforderte. Hiergegen

mußten natürlich die Bemühungen und die selbstsüchtigen Absichten Cagliostro's in Nichts zergehen. Er gab deshalb auch schon 1783 alle seine Pläne bezüglich Englands auf, ging nach Holland, verweilte jedoch auch dort nur kurze Zeit, und kehrte mit Beginn des Jahres 1785 nochmals nach England zurück, ohne jedoch auch diesesmal reussiren zu können.

Während dieser dreiundeinhalbjährigen Periode seines Fortseins aus Frankreich hatte er jedoch beständig mit der noch immer in Straßburg verweilenden Familie Lamothe, namentlich mit der Gräfin, in brieflichem Verkehr gestanden. Diese hatte sich immer enger an den Cardinal Rohan anzuschließen verstanden und ihn mit ihren Verbindungen mit der königlichen Familie beständig in Athem zu halten gewußt, und ihn sogar endlich vermocht — trotz des so entschieden ausgesprochenen Befehls des Königs — nach Paris überzusiedeln, unter dem Vorgeben, daß sie bei seiner Anwesenheit dort für seine Zwecke besser operiren könne. Kaum war Rohan im Geheim in Paris eingetroffen, als Cagliostro hiervon von der Lamothe sofort benachrichtigt ward. All' seine augenblicklichen Pläne sofort aufgebend, erschien Cagliostro eilends bei seinen Verbündeten in Paris,

um gegen den Cardinal nochmals vereint zu operiren und endlich den famösen, längst vorbereiteten Hauptcoup auszuführen, jene große, weltberühmt gewordene Intrigue, die unter dem Namen der „Halsbandgeschichte“ bekannt ist.

Man schwatzte dem Cardinal vor, die Königin wünsche dringend einen Schmuck zu besitzen, nehme aber bei ihrer fortwährenden Geldverlegenheit Anstand, diesen Wunsch, dessen Realisirung eine Summe von 1,600,000 Franken erfordere, sich zu gewähren. Würde der Cardinal nun vorerst die Zahlung leisten und sich die Summe von der Königin in bequemen Terminzahlungen erstatten lassen, so werde er dadurch unfehlbar wieder in die höchste Gunst Ihrer Majestät und dadurch folgeweise auch wiederum in die des Königs kommen. Die Gräfin bot sich in der delicaten Angelegenheit als Vermittlerin an; sie wollte den Schmuck, unter Mittheilung des Sachverhältnisses, angeblich der Königin überliefern; im Grunde aber sollte er unterschlagen und die Edelsteine zum Vortheile der Betrüger in anderen Landen zum Verkauf gebracht werden.

Der Cardinal ging bekanntlich auf die complicirte Gaunerei ein, die jedoch schon im Anfange der Ausführung entdeckt wurde. Dem Grafen Lamothe gelang

es noch rechtzeitig, zu fliehen, seine Gemahlin aber ward ergriffen und unter den schimpflichsten Umständen zu lebenslänglichem Kerker verurtheilt. — — — — —

Auch Cagliostro ward gefänglich eingezogen, in die Bastille gesetzt und in die Untersuchung als Hauptcomplice mit verwickelt, und wenn auch nicht zu bezweifeln ist, daß der Schlaue die feine Intrigue erdacht hatte und der Hauptfaiseur bei deren Ausführung mit war, so hatte der Gauner sich dabei doch so zu stellen gewußt, daß, obwohl moralisch Niemand an seiner Schuld zweifelte, ihm direct Nichts bewiesen werden konnte. Man mußte ihn wohl oder übel laufen lassen, verbannte ihn aber zugleich aus Frankreich. Obwohl er noch verschiedentlich mit seinen Schwindeleien aufzutreten versuchte, so war seine eigentliche glänzende Rolle in Folge der „Halsbandgeschichte" doch für immer ausgespielt. Aus dem Wundermanne hatte bei dieser letzten Angelegenheit doch zu deutlich der gemeine Gauner herausgeschaut. — — — — — — — — —

Verachtet und gemieden starb Cagliostro Ende des 18ten Jahrhunderts in Italien in kümmerlichen Verhältnissen.

Aus dem Leben des Generals Rapp.

Jean Rapp, General, erster Adjutant Napoleon's, später Graf, Pair und Inhaber aller hohen Orden Frankreichs, ward als der Sohn einer armen Familie zu Colmar im Elsaß 1772 geboren. Auch er begann, wie so viele seiner ausgezeichneten Zeitgenossen während der Revolutionszeit, seine Carrière vom gemeinen Soldaten an. Er avancirte rasch. General Desaix erkannte bald die ausgezeichneten Eigenschaften des jungen Mannes und wußte es zu erreichen, daß derselbe zu seinem Adjutanten ernannt ward. Auch Napoleon selbst wurde auf Rapp, der in der Schlacht bei Marengo bereits den Rang eines Obersten bekleidete, aufmerksam, und trat zu ihm, der stets bei besonderer Auszeichnung, alle Kriege des Kaiserreichs mitmachte und noch in jungen Jahren zum Divisionsgeneral ernannt ward, in ein näheres Verhältniß.

Napoleon schätzte Rapp nicht nur wegen seiner militärischen Talente, sondern wohl noch mehr wegen seiner treuen Anhänglichkeit an ihn und wegen der Bravheit seines Charakters. In der That war Rapp das wahre Urbild eines Ritters ohne Furcht und Tadel der Neuzeit, dem die Gesetze der Ehre und Rechtlichkeit das einzige Motiv für seine Handlungen abgaben. Während seine höher gestellten Collegen, die Marschälle Frankreichs, oft selbst plünderten, stahlen und sich mit ungerechtem Gut bereicherten, war Rapp, ein Roland in der Schlacht, stets nur bemüht, nach derselben bei Freund und Feind das Elend des Krieges gleichmäßig zu mildern. Dabei hat ihn seine Stellung zu Napoleon nie verleitet, der Majestät zu schmeicheln und die Wahrheit zu verhehlen, was mehrfach zu derjenigen zeitweiligen Ungnade führte, welche veranlaßte, daß nicht ein Marschallsstab oder ein Herzogthum mit verlockender Dotation auf ihn übertragen wurde. Doch nimmer hat ihm sein Kaiser die höchste Achtung entzogen, sowie denn auch Rapp zu den wenig Auserwählten gehörte, welche Napoleon im vertraulichen Gespräche duzte.

Rapp hatte das Unglück, fast in jedem Gefechte verwundet zu werden. An seinem Körper zählte er

dreiundzwanzig vernarbte, meist schwere Wunden, die nicht wenig zu dem frühen Tode des Braven, 1812, in seinem neunundvierzigsten Lebensjahre, beigetragen haben mögen. —

Indem wir aus seinen eigenen Aufzeichnungen Einiges mittheilen, wählen wir nach Belieben die entsprechenden Ereignisse aus, ohne uns an die chronologische Folge derselben zu binden. Mag hier zunächst seine Erzählung über den Rückzug aus Rußland folgen.

Moskau war zerstört. Die Behauptung seiner Ruinen hatte für uns längst schon nicht mehr das geringste Interesse, weil wir in dieser Stellung zu weit von unseren Flügeln entfernt waren, um von ihnen für unsere Existenz den nöthigen Vortheil zu ziehen. Darum drängte schon längst Jeder auf Verlassen der Zarenstadt. Der König von Neapel schlug vor, auf Kaluga zu marschiren, und Alles hinter sich, um den Russen keine Anhaltspunkte zu geben, zu zerstören, und die Winterquartiere an den Ufern des Dniepr bis zur polnischen Grenze hin zu beziehen. Der Vicekönig von Italien war dagegen für den Marsch auf Petersburg. Hier sollte die Armee sich erholen, mit dem Macdonald'schen

Corps sich vereinigen und sodann den Rückmarsch über Riga, Königsberg und Danzig antreten, welche Punkte für eine Retirade gesicherte Plätze boten. Andere schlugen dies, Andere jenes vor. Der Kaiser zögerte, ohne sich für etwas zu entscheiden. Englischer Einfluß war es, der ihn mit trügerischer Aussicht auf einen nahen Friedensschluß mit dem Kaiser Alexander noch immer hinhielt. Wir hatten den Schaden davon.

Schon lange litten wir Mangel an Lebensmitteln und Fourage. Menschen und Thiere waren gleich entkräftet. Endlich — leider viel zu spät — entschloß der Kaiser sich zum Rückzug.

Am 13. October ward ich zu ihm nach dem Kreml beschieden. Napoleon empfing mich freundlich und fragte mich, wie es um meine Wunde stände. (Rapp war bei Smolensk schwer verwundet.) Dann zeigte er mir das Portrait des Königs von Rom, das er kurz vor der Schlacht bei Borodino erhalten, und sprach dabei mit stolzer Freude: „Mein Sohn ist das schönste Kind in Frankreich!“

Dann kam es auf Geschäfte. Napoleon hatte zunächst die Wegschaffung und Sicherung der Verwundeten im Auge. Gerade während meiner Anwesenheit ging

der Bericht des Generalintendanten ein, der zu diesem Geschäfte 45 Tage Zeit verlangte.

„45 Tage!“ rief Napoleon. „Der Mann muß sich irren! Nach einer solchen Frist giebt es nichts mehr zu transportiren! So lange Zeit nach einer Schlacht ist die Hälfte der Verwundeten entweder todt oder schon wieder dienstfähig!“

Man konnte von dem Saale aus, woselbst wir uns befanden, die Hauptkuppel des Kreml erblicken. Es war eben eine Anzahl von Leuten beschäftigt, dort in der schwindelnden Höhe das Kreuz des heiligen Iwan abzunehmen, das Napoleon als Siegeszeichen auf dem Dome der Invaliden in Paris aufzupflanzen gedachte. Er deutete auf das Kreuz und sprach dabei: „Sieh' hin, Rapp! Ist es nicht gerade so, als wenn Raben eine Beute umflattern?“

Hierauf gab er mir weitere Befehle für den auf den 18. und 19. October festgesetzten Beginn des Rückzuges, und die Audienz war damit beendet.

Am 19. October begab ich mich wiederum nach dem Kreml. Schon am Thore kam der Kaiser mir entgegen. „Rapp,“ sagte er zu mir, „Deine Wunde erlaubt Dir nicht, mir zu Pferde zu folgen. Benutze daher einen

meiner Wagen.“ Ich dankte und bemerkte, daß es mit dem Reiten schon gehen würde.

So verließen wir Moskau in der Richtung nach Kaluga zu. Nach Zurücklegung von drei Meilen hielten wir an. Der Kaiser stieg aus seinem Wagen und ließ sich mit Daru in ein Gespräch ein, zu dem auch ich bald herangezogen ward. „Rapp,“ sprach der Kaiser, „wir ziehen uns auf die Grenze Polens zurück, und ich hoffe, daß wir gute Winterquartiere haben werden. Alexander wird dann bald Frieden schließen.“

„Sire, ich fürchte, daß wir mit dem Rückmarsche bereits zu lange gezögert haben. Die Russen prophezeihen einen harten Winter!“

„Bah, mit Deinen Russen! Wir haben heute den 19. October. Sieh', wie das Wetter so schön ist! Erkennst Du nicht meinen Stern darin? Uebrigens konnten wir schon der Verwundeten wegen nicht eher abziehen. Ich konnte sie doch nicht der Wuth der Russen überliefern!“

„Ich glaube, Sire, Sie hätten dieselben ruhig in Moskau lassen können. Die Russen würden ihnen nichts Uebeles zugefügt haben. Jetzt werden sie gewiß zum

großen Theil auf den beschwerlichen langen Routen des Rückzugs zu Grunde gehen!"

Meine Entgegnung schien dem Kaiser nicht zu gefallen. Unwillig wandte er sich ab. — In Krasno-Pachra verlangte Napoleon nach seinem Secretair, dem er die Ordre an Mortier, welcher in Moskau zurückgeblieben war, dictirte, nach Abzug des letzten Franzosen den Kreml in die Luft zu sprengen.

Am vierten Tage kamen wir nach Berask. Kaum hatte sich damit unsere Rückzugslinie declarirt, als die Russen unter Kutusow auch schon die Verfolgung begannen. Es kam zu lebhaften Gefechten. Als der Kaiser mit seinem Gefolge, worunter auch ich mich befand, die Wahlstatt eines derselben besuchen wollte, wurden wir plötzlich von Kosaken attakirt. Die Begleitung des Kaisers mußte seine Vertheidigung übernehmen. Mein Pferd erhielt dabei einen Lanzenstich von 7 Zoll Tiefe. Endlich erlöste uns Bessières mit der Cavalerie der jungen Garde aus der unangenehmen Situation. In dem Bülletin über diese Affaire aber bemerkte der Kaiser: „Dem General Rapp ward ein Pferd unter dem Leibe getödtet. Die Unerschrockenheit dieses braven Officiers, von der er schon so viele Pro-

ben abgelegt, bewährte sich abermals aufs glänzendste.“ Mit Stolz wiederhole ich diese lobenden Worte eines großen Mannes, und werde sie nimmer vergessen.

Wir änderten nunmehr die Rückzugslinie und nahmen unsern Weg auf der großen Straße nach Mojaisk. Die Kälte und die Entbehrungen steigerten sich. Wenn unsere entmuthigten Colonnen Halt machen wollten, stießen sie fast immer auf wohlverpflegte russische Truppen. Dabei wurden wir allenthalben von Kosaken beunruhigt, und schon begannen die Leichen unserer Braven den nachfolgenden Colonnen den Weg zu zeigen. Mir begegneten auf diesem fürchterlichen Rückzuge verwundete oder kranke Generale, die ich niemals wieder sehen sollte — so der General Friant, dessen Wunden noch offen waren; der General Durasnec, den man im Delirium des Nervenfiebers transportirte, und der brave General Belliard, der in der Schlacht an der Moskwa eine Schußwunde erhalten. Er hatte einst unsere Waffen bis nach Aethiopien getragen, weiter, als jemals die römischen Adler gekommen waren.

Wir marschirten auf Smolensk, das noch 18 Meilen entfernt war. Hier hofften wir das Ende unserer Leiden zu erreichen. Auf dem Wege dahin nahm Na=

poleon in einem der Blockhäuser, welche er bei Beginn des Krieges zum Schutze der Posten und Staffetten hatte errichten lassen, kurzen Aufenthalt. Ich hatte gerade den Dienst beim Kaiser, als eine Staffette eintraf, die eine Menge Neuigkeiten aus Paris brachte — seit langer Zeit die erste, welche durch die uns umschwärmenden Kosaken sich durchgeschlichen hatte. Schon längst verlangten wir nach Nachrichten von Hause, und mit Hast öffnete der Kaiser selbst das Packet. Das erste, was ihm in die Hand fiel, war ein Moniteur. Er durchlief das Blatt, warf es aber alsbald zum Staunen der Umgebung mit dem Ausrufe zurück: „Was! Nun gar Complotte und Verschwörungen!“ Der erste Artikel jenes Blattes nämlich enthielt das Referat über das mittlerweile in Paris stattgehabte Mallet'sche Attentat.*) Eilends wurden hierauf die anderen Briefe und Depeschen eröffnet, welche das Detail über jene Verschwörung enthielten. Der Kaiser stand wie ver-

*) General Mallet zu Paris hatte bekanntlich den Versuch gemacht, unter dem Vorgeben, Napoleon sei in Rußland getödtet, die damalige Regierung zu stürzen und wiederum die Republik zu proclamiren. Das Unternehmen, mit einigen glücklichen Coups eingeleitet, mißlang jedoch, und Mallet und seine Genossen Guidal und Lahorin wurden erschossen.

steinert, und Schrecken malte sich auf den Gesichtern aller Anwesenden. Endlich tönte es von den Lippen Napoleon's: „Diese Polizei, welche Alles weiß, Alles riecht und sich in Alles mischt, hat sich hier wiederum einmal gehörig düpiren lassen. Savary verdient, daß man ihn in ein Gefängniß steckt und eine Untersuchung über ihn verhängt.“

Als dann der erste Schreck vorüber war und namentlich die lächerliche Art und Weise, wie Savary von den Verschworenen sich hatte gefangen nehmen lassen, Stoff zu heiteren Gesprächen gab, fand auch Napoleon seine gewohnte Ruhe wieder, wenn gleich er noch einige Male in die Worte ausbrach: „Savary hätte sich eher tödten als gefangen nehmen lassen sollen.“

Wir passirten den Dniepr. Unsere Lage ward von Tag zu Tag eine entsetzlichere. Allenthalben wurden wir von russischen Corps angegriffen und täglich oder vielmehr stündlich fanden Gefechte statt. Wer darin verwundet ward, mußte hülflos liegen bleiben und, ausgeplündert von den Russen, jämmerlich erfrieren. Es konnte nicht ausbleiben, daß allgemach die Bande der gegenseitigen Anhänglichkeit sich zu lösen begannen,

und ein Jeder nur noch auf Erhaltung des eigenen Lebens bedacht war.

In einem jener Gefechte erhielt ich einen Streifschuß am Kopfe und in einem andern ward mir mein Pferd unter dem Leibe erschossen. Napoleon, mit dem ich bald darauf in Smolensk wieder zusammentraf, redete mit mir davon und meinte dabei: „Du kannst unbesorgt sein, Rapp, in diesem Feldzuge wirst Du nicht fallen!“

„Ich wünsche, daß Majestät Recht haben mögen,“ entgegnete ich, „allein Sie gaben schon einmal mit derselben Gewißheit dem armen Lannes diese Zusicherung, und doch ist er geblieben!“

„Nein, nein, Du wirst nicht fallen!“

„Wenn auch nicht fallen, so doch wahrscheinlich erfrieren, Sire!“ —

Immer grauenvoller ward der Rückzug. Die Hügel erfrorener Menschen und Pferde wurden täglich größer und bezeichneten in wahrhaft entsetzlicher Weise den Weg, welchen das Heer genommen. Jedes Nachtlager kostete an Erfrorenen mehr, als sonst wohl eine mäßige Schlacht an Gefallenen.

Der Marschall Ney hatte die Nachhut und somit den schlimmsten Posten gegen die verfolgenden Russen. Durch seine beispiellose Tapferkeit und seine selbst unter den schwersten Entbehrungen nimmer ermattende Energie ward noch Einiges gerettet. Eine Zeit lang war er mit den Seinen bereits ganz vom Hauptheer abgeschnitten, und Napoleon, der ihn natürlich für verloren erachtete, äußerte: „In den Gewölben der Tuilerien habe ich 300 Millionen liegen, gern würde ich sie dahingeben, um mir diesen einen Mann damit zurückzuerkaufen!"

Als dann später die Nachricht eintraf, daß sich Ney mit 500 wandelnden Kadavern, ohne Pferde und Geschütz, durch die russische Armee durchgeschlagen habe und glücklich bei dem Oudinot'schen Corps angekommen sei, war des Kaisers Freude ohne Grenzen, und stets von Neuem brach er in Ausrufe der Bewunderung über die That seines Marschalls aus.

Der Höhepunkt aller Leiden und alles Schreckens war der Uebergang über die Beresina, wobei uns der russische Admiral Tschitschagoff den Rückzug gänzlich abzuschneiden drohte.*) Jener Uebergang kostete der

*) Wir enthalten uns hier einer Wiederholung der schon so oft erzählten Einzelheiten jenes Ueberganges.

Armee ein volles Drittel ihres damaligen Bestandes. Von den glücklich am andern Ufer des Flusses Angekommenen konnten kaum 5000 Mann noch in Ordnung aufgestellt werden, der übrige Rest des Heeres hatte sich in einzelne Haufen aufgelöst, die von keiner militärischen Subordination mehr hören wollten, sondern nur ihr „sauve qui peut“ hören ließen.

Der Rückzug bewegte sich nach Wilna zu. In Malotechno erhielt der Kaiser wieder Staffetten. In Smargani, 18 Meilen von Wilna, ließ er mich zu sich rufen. Als ich eintrat, verschloß er selbst sorgfältig das Zimmer, in dem wir uns befanden. Dann sprach er:

„Rapp, ich reise diese Nacht ab nach Paris. Meine Anwesenheit dort ist nothwendig für das Wohl Frankreichs und das dieser Armee. Der König von Neapel wird an meiner Statt das Commando führen!“

Auf's Höchste von dieser Mittheilung überrascht, entgegnete ich:

„Sire, Ihre Abreise wird die niederschlagendste Wirkung auf die Truppen ausüben, die so etwas nicht erwarten!“

„Meine sofortige Rückreise ist nicht zu vermeiden. Es ist nöthig, daß ich Oesterreich überwache und Preußen im Zaum halte!“

„Was Oesterreich thun wird,“ lautete meine Entgegnung, „weiß ich nicht — sein Herrscher ist Ihr Schwiegervater — die Preußen freilich werden sich rühren. Unser Unglück ist zu groß, und sie werden suchen, Vortheil davon zu ziehen.“

Die Hände auf den Rücken gekreuzt, durchmaß der Kaiser mit großen Schritten das Gemach, längere Zeit ein tiefes Stillschweigen beobachtend. Dann begann er wieder:

„Wenn sie mich in Paris wissen, an der Spitze der Nation und 1,200,000 zu organisirender Krieger, werden sie sich schon hüten, mir die Spitze bieten zu wollen. Durac, Coulaincourt und Mautan sollen mit mir reisen. Lauristan geht nach Warschau und Du wirst Dich nach Danzig begeben. Murat wird Dir die weiteren Befehle ertheilen. Ihr sammelt von der Armee, was noch zu sammeln ist, verproviantirt die Plätze und haltet die verfolgenden Russen auf!“

Napoleon reiste ab. Ich empfing vom Könige von Neapel weitere Ordres und trat demgemäß meine Reise an. Nach Wilna gelangte ich — die Nase, ein Ohr und zwei Finger erfroren. Nach genommener Rücksprache mit anderen commandirenden Generalen ver-

folgte ich weiter meinen Weg. Durch die verfolgenden Russen und durch das Bekanntwerden der York'schen Capitulation waren fast sämmtliche Wege bereits unsicher. Mit Hülfe zweier Juden gelangte ich auf heimlichen Pfaden endlich am Orte meiner Bestimmung an.

Rapp erzählt weiter, daß er in Danzig Alles in der traurigsten Lage angetroffen. Fast alle Truppen hatten den Platz verlassen und waren der fliehenden Armee entgegen gezogen, um sie zu schützen. Es fanden sich außer wenigen Bataillonen nur Kranke vor, und was von den Flüchtigen aufgenommen wurde, war mehr Futter für die Lazarethe, als zur Vertheidigung und zum Dienste tauglich. Dazu bildete diese Besatzung eine wunderbare Composition. Man sah Franzosen, Deutsche, Polen, Afrikaner, Spanier, Holländer und Italiener. Auch war der Ort nicht verproviantirt und an allem Wichtigen herrschte Mangel. Hoher Schnee bedeckte die Festungswerke, und die entsetzlichste Kälte verhinderte jede nöthige Arbeit daran. Es fehlte an Platz und an Medicamenten für die Kranken. An ein Ersetzen dieser Mängel war nicht zu denken. Kaum war nämlich Rapp in Danzig angekommen, so erschie-

nen auch schon die verfolgenden Russen vor der Stadt. Noch im Jahre 1812 ward der Ort cernirt, und die förmliche Belagerung begann. Mit dem Jahre 1813 verstärkte Preußen das Belagerungscorps.

Es ist bekannt, daß Rapp mit seinen geringen Hülfsmitteln das wichtige Danzig das ganze Jahr 1813 hindurch den Anstrengungen der Verbündeten gegenüber dennoch hielt und daß er erst nach vollständiger Erschöpfung alles dessen, was ihm zu Gebote stand, den Ort durch Capitulation am 1. Januar 1814 dem Herzog Alexander von Würtemberg übergab. In derselben war der Besatzung freier Abzug versprochen. Jedoch Kaiser Alexander von Rußland genehmigte diesen Punkt der Capitulation nicht und so ward Rapp vorerst als Kriegsgefangener nach Kiew abgeführt. Erst, nachdem die Bourbons auf den französischen Thron zurückgekehrt waren und Napoleon in Elba sich befand, durfte Rapp nach Frankreich zurückkehren und er erhielt von Ludwig XVIII. den Befehl über das erste Armeecorps.

In dieser seiner neuen Stellung dachte er anfangs dem am 1. Mai 1815 in Cannes gelandeten Napoleon Widerstand zu leisten. Als aber dieser in seinem

Siegeslauf unaufhaltsam vordrang, Ludwig XVIII. sich eilends von dannen machte und Frankreich Napoleon als gesetzmäßigen Herrscher wiederum anerkannte: da enthielt natürlich Rapp sich jedes Widerstandes gegen den zurückgekehrten Kaiser. Doch gehörte er nicht zu denen, die sich in großer Zahl wiederum an den Herrscher herandrängten. Wohl aber hatte Napoleon seines alten Waffengefährten nicht vergessen, und schon kurze Zeit nach seiner Rückkunft suchte er ihn wieder zu sich heranzuziehen. Die desfallsige Verhandlung theilen wir als interessantes Actenstück nach Rapp's eigenen Aufzeichnungen nachstehend wortgetreu mit:

„Die Generale Bertrand und Lemarrois schrieben mir, ich möge mich nach den Tuilerien begeben. Ich reiste nach Paris, ging ins Schloß und ward vom Großmarschall sofort bei Napoleon eingeführt."

„Ah sieh' da, mein Herr General Rapp! Sie haben lange auf sich warten lassen! Woher kommen Sie?" sprach der Kaiser.

„Von Ecouen, Sire, wo ich meine mir anvertrauten Truppen zur Verfügung des Kriegsministers gestellt habe!"

„Und Sie hatten wirklich die Absicht, gegen mich zu kämpfen?"

„Ganz gewiß, Sire!"

„Was Teufel!"

„Ich war dazu verpflichtet!"

„Ich dagegen glaube eher, daß Sie verpflichtet gewesen wären, zu den Ersten meines Heeres zu gehören. Wenn es zum Schlagen gekommen wäre, so würde ich Sie aufgesucht und mich wie ein Medusenhaupt vor Sie hingestellt haben. Hätten Sie den Muth gehabt, auf mich den Stoß zu führen?"

„Ohne Zweifel, Sire!"

„Das ist viel gesagt! Aber Ihre Soldaten würden Ihnen nicht gehorcht haben! Sie hatten viel zu große Liebe für mich. Würden Sie dann allein auf mich gefeuert haben, so hätten die Bauern des Elsasses Sie gesteinigt!"

„Sie begreifen, Sire," wandte ich ein, „daß meine Stellung eine sehr penible war! Sie entsagten — reisten ab — ja wiesen uns sogar an, dem neuen Könige zu dienen! Jetzt erscheinen Sie plötzlich wieder —"

„Konnten Sie glauben," fiel der Kaiser mir ins Wort, „daß ich ohne Verbindung, ohne reifliche Ueberlegung wiedergekommen sein würde? Mein System habe ich völlig geändert. Ich will weder Krieg noch Erobe-

rungen. Ich will in Frieden regieren und wünsche meine Unterthanen glücklich zu sehen."

„Das sind wohl zur Zeit Ihre Absichten, Sire! Aber Ihre Antichambres sind bereits wieder voll von Leuten, die nur Ihrer Neigung für die Waffen schmeicheln!"

„Ah bah, man hat seine Erfahrungen," entgegnete Napoleon. Dann fuhr er, dem Gespräche eine andere Wendung gebend, fort: „Sind Sie oft zum Besuch nach den Tuilerien gegangen?"

„Bisweilen, Sire!"

„Wie hat man Sie dort aufgenommen?"

„Ich kann mich über nichts beklagen."

„Auch der König selbst soll Sie nach ihrer Rückkehr aus Rußland wohl aufgenommen haben?"

„Ausgezeichnet, Sire!"

„Natürlich! Erst hätscheln, nachher die Thüre weisen — das wäre Ihr Schicksal gewesen. Diese Leute wollen andere Titel, andere Rechtsanschauungen und andere Vergangenheiten!"

„Der König mag sein, wie er wolle," wandte ich ein, „doch hat er Frankreich von den Alliirten wieder losgemacht, und —"

„Aber um welchen Preis!“ rief Napoleon heftig. „Würde er dazu seine dem Volke gegebenen Zusagen gehalten haben? Nimmer! Dazu der Uebermuth der Adeligen und der Priester! Alles dieses veranlaßte mich, Elba zu verlassen. Das Volk jubelte mir entgegen, und ich hätte an der Spitze von drei Millionen Bauern in Paris einrücken können. In der That, die Bourbons können noch von Glück sagen, daß ich erschienen bin. In einer Revolution, die unvermeidlich gewesen sein würde, wäre ihr Geschick jedenfalls ein anderes gewesen. — Sahen Sie den Herzog von Orleans bisweilen?“ fragte der Kaiser mich hierauf.

„Ich bin nur ein Mal mit ihm zusammen gekommen.“

„Das ist der Einzige, der Tact und Einsicht hat. Alle anderen Bourbons sind von schlechter Umgebung schlecht berathen. Sie sind natürlich wüthend auf mich, zumeist deshalb, weil mir ohne Schwertstreich Alles wieder zugefallen ist. Nun schreien sie über Ehrgeiz! Die ewige Litanei! Anderes wissen sie nichts!“

„Es sind nicht die Einzigen, welche Ew. Majestät des Ehrgeizes beschuldigen.“

Lachend wies der Kaiser nach diesen meinen Worten auf seinen Bauch, indem er sagte:

„Wenn man so dick wird, wie ich — sollte wohl Ehrgeiz daran Schuld sein?“

„Majestät scherzen!“

„Ich bin nie ehrgeizig gewesen! Ich habe Frankreich nur zu dem machen wollen, was es sein muß, mein lieber General! Was ist denn das für ein Orden, den Sie da tragen?“ sprang der Kaiser hier wiederum auf einen andern Gegenstand über.

„Der Orden der Ehrenlegion, Sire!“

„Was Teufel! Nun wahrhaftig, sie haben ihm wenigstens eine ganz niedliche Form gegeben. Und diese beiden Kreuze?“

„Das des heiligen Ludwig und der Lilien-Orden!“

Napoleon lächelte. Dann sprach er: „Diese Orden erinnern mich an den elenden Berthier*), der mich so verlassen konnte! Er wird indeß wiederkommen! Meine einzige Rache gegen ihn wird sein, daß ich ihm befehle,

*) Berthier, Prinz von Neufchatel und Wagram, Major-General der Armee, bei allen Unternehmungen der Vertraute Napoleon's, hatte von dessen Wohlthaten eine Jahreseinnahme von 4 Millionen Franken. Dennoch drängte er sich nach der Wiederkunft der Bourbons sofort an diese heran.

in seiner Bourbons-Uniform vor mir zu erscheinen. Doch genug hiervon! Herr General Rapp!" sprach er dann, mir fest ins Antlitz schauend, „das Vaterland ruft von Neuem, und Sie müssen ihm noch einmal dienen."

„Ew. Majestät," entgegnete ich bewegt, „waren stets so gütig, mir zu erlauben, meine Meinung offen gegen Sie auszusprechen! Sehen Sie jetzt ein, wie Unrecht Sie daran thaten, damals in Dresden nicht den Frieden abzuschließen? Erinnern Sie sich, was ich Ihnen damals von dem Geiste in Deutschland sagte? Aber Sie hörten nicht auf mich — tadelten und schalten mich! Es wäre damals Alles geordnet, und wir würden nicht nöthig haben, einen Krieg zu führen."

„Ich konnte damals in Dresden keinen Frieden schließen — denn die Alliirten meinten es nicht ehrlich. Hätte übrigens nach Wiederausbruch der Feindseligkeiten Jedermann seine Schuldigkeit gethan, so würde ich jetzt Herr der Welt sein. Schon hatten wir 32,000 Oesterreicher gefangen genommen, schon —"

„Vor einigen Augenblicken versicherten Ew. Majestät, keinen Ehrgeiz zu besitzen, und jetzt reden Sie schon wieder von der Weltherrschaft," wandte ich lächelnd ein.

„Mein Plan war dahin combinirt, daß Keiner meiner Feinde entkommen konnte, und wie gestaltete sich Alles anders,“ fuhr der Kaiser finster blickend fort.

„Das Unglück, das uns traf, Sire, war Folge der Schlacht von Leipzig, und gerade sie wäre durch einen Frieden zu Dresden zu vermeiden gewesen.“

„Sie vergessen immer, General, daß es nur ein Scheinfriede gewesen sein würde, den wir geschlossen hätten.“ Dann, nach einem längeren Schweigen, sprach der Kaiser in erhöhtem Tone: „Fürchtest Du Dich, den Krieg wieder aufzunehmen, Du, der mir 15 Jahre so nahe gestanden? Bei Deiner Rückkehr aus Aegypten warst Du noch nichts als ein Soldat — ich habe erst einen Helden aus Dir gemacht!“

„Ich habe keine Gelegenheit hingehen lassen, Sire, Ew. Majestät für alle empfangenen Wohlthaten meinen Dank zu bezeugen.“

„Nimmer werde ich Dein Verhalten auf dem Rückzuge von Moskau vergessen, Rapp! Du und Ney, Ihr waret fast die Einzigen, die durch Nichts erschüttert werden konnten. Mit Deiner Vertheidigung von Danzig hast Du das Unmögliche geleistet!

Bei diesen Worten schlang der Kaiser seinen Arm um meinen Hals, preßte mich mehrere Male lange und heftig an seine Brust, zupfte mich dann an meinem Schnurrbart und sprach: „Vorwärts! Ein Braver von Aegypten und Austerlitz kann mich nicht verlassen! Du übernimmst das Commando der Rheinarmee, während ich mit den Preußen und Russen mich beschäftige. Von heute Abend geht Dein Dienst an.“ — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —

Dieses Gespräch fand am 29. März 1815 statt. Rapp ging seiner Bestimmung gemäß nach Straßburg, fand aber keine Armee, sondern nur einzelne Trupps vor, aus denen eine Armee erst noch gebildet werden mußte. Noch bevor dies geschehen konnte, war bei Waterloo bereits Alles entschieden. Rapp zog sich nach Straßburg zurück, hielt diese Stadt bis zum zweiten Pariser Frieden, worauf er sie, nachdem die Bourbons abermals eingesetzt waren, den Verbündeten übergab.

Ludwig XIV. und die pfälzische Erbschaft.

Die kleine Erzählung, welche wir in dem Folgenden mittheilen, ist nach denjenigen Daten zusammengestellt, welche sich darüber in der Correspondenz der Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans mit ihrer Tante, der Kurfürstin Sophie von Hannover finden.

Was wir erzählen, hat sich am Schlusse des Jahres 1686 am Hofe König Ludwig XIV. von Frankreich zugetragen. Zwei wichtige politische Ereignisse aus dem vorangegangenen Jahre 1685 geben die Motive für die dabei betheiligten Personen und Handlungen, und wir wollen dieser Ereignisse hier kurz und einleitend gedenken, um die Erzählung selbst nachher nicht mit historischen Erläuterungen unterbrechen zu brauchen.

In dem gedachten Jahre war es, wo Françoise d'Aubigné, Marquise von Maintenon, den Einfluß, den sie schon länger als Freundin auf den König Ludwig XIV. von Frankreich ausgeübt, soweit steigern konnte, daß

sie, wenn auch nur heimlich, seine angetraute Gemahlin wurde. Zwei himmelwärts gerichtete, verzückte Augen, ein gefaltetes Händepaar, und eine nie versiegende Quelle von Gebeten hatten die Natur des ebenso leichtsinnigen als tyrannischen Autokraten plötzlich so umgeändert, daß er Alles, worauf er einst den höchsten Werth gelegt, vergessen konnte, und statt der Vergnügungen des Hofes und der Gesellschaft nunmehr lieber Betstunden und geistliche Uebungen mit der ehemaligen Erzieherin seiner illegitimen Kinder abhielt. Zwar blieb diese, was ihre äußere Erscheinung betraf, stets nur die Marquise von Maintenon und nie ist ihr öffentlich ein Wort über ihre neue Stellung entfallen. Allein Jedermann in Frankreich kannte solche, huldigte der Dame und buhlte um ihre Gunst, welche fortan eine Hauptquelle wurde, durch die vom Könige etwas zu erreichen war. Es ist bekannt, daß der Einfluß der Dame auf den König kein günstiger genannt werden konnte und es geschah bald in Frankreich nichts mehr, bei dem dieser Einfluß der Frau von Maintenon nicht fühlbar geworden wäre. Ihre Creaturen bekamen die einflußreichsten Stellen im Heere und in der Verwaltung; erheuchelte Frömmelei ließen Cabalen und Intriguen, die nie aufhörten, nur

doppelt verächtlich erscheinen, und trugen mehr zur Entsittlichung bei, als offene Ausschweifungen. Nur Eine Dame gab es bei Hofe, die nicht um die so gesuchte Gunst der Marquise buhlte, wo und wie sie nur immer konnte, ihr opponirte und ihre Pläne zu durchkreuzen suchte. Es war dies die Herzogin Elisabeth Charlotte, Gemahlin des Bruders Ludwigs XIV., Philipp I., Herzogs von Orleans. Sie war eine Tochter des Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz und stand zur Zeit unserer Geschichte in ihrem fünfunddreißigsten Jahre. Aeußerlich von kleiner unproportionirter Statur und eher häßlich als schön zu nennen, verstand sie diese körperlichen Mängel durch Gaben des Geistes reichlich zu ersetzen. An dem üppigen, liederlichen Hofe Ludwigs XIV. wußte sie ehrbare deutsche Sitte wohl zu bewahren und ihre deutsche Gradheit, mit der sie Jedermann die Wahrheit in's Antlitz sagte, und ihre deutsche Derbheit ließ sie den galanten Höflingen gefürchtet erscheinen, denen sie offen erklärte, daß es keineswegs ihre Absicht sei, mit einer französischen Heirath auch zugleich französische Sitte anzunehmen. Ihre Neigungen waren auch wahrlich nicht die der völlig entnervten und durch raffinirte Genüsse übersättigten Ge-

neration. Sie liebte die Jagd, der sie meist in männlichem Costüm beiwohnte und fand an Pferden und Hunden großen Gefallen. Ludwig XIV. schätzte sie sehr, und suchte ihre Gesellschaft gern auf. Er ergötzte sich an ihrem schlagenden, natürlichen Witze, sowie an ihrer rücksichtslosen Gradheit und Wahrheitsliebe, und hatte oft sein großes Vergnügen daran, wenn sie arglos und ohne Rückhalt die mitunter so fein angelegten Intriguen seiner Hofleute aufdeckte und durchkreuzte. —

Eine Dame von solchen Neigungen und Gesinnungen konnte freilich — wie wohl kaum zu bemerken nöthig ist — mit der schleichenden und scheinheiligen Marquise von Maintenon nicht harmoniren, ja noch mehr, beide haßten sich aus innerstem Herzensgrunde, und gaben sich dies bei jeder paßlichen Gelegenheit genugsam zu verstehen. Die Maintenon redete in ihren Kreisen stets verächtlich und herabsehend nur von einer „kleinen Palatine"; diese wieder in den ihrigen von „der großen Heiligen", oder „der alten Zott . .!" — — — — —

Im Laufe des Jahres 1685 traten Ereignisse ein, welche der Herzogin von Orleans eine hohe politische Bedeutsamkeit verliehen. Mit dem erfolgten Tode ihres Bruders Carl war nämlich die die Unterpfalz besitzende

Simmern'sche Linie, welche zugleich die der Kurfürsten von der Pfalz war, ausgestorben. Während deren Länder und Würden an die Geschlechts-Vettern, die Pfalzgrafen von Neuburg, fielen, war die Herzogin Elisabeth Charlotte als die einzige Schwester des Verstorbenen die Erbin seines Privat-Vermögens und Mobiliar-Nachlasses. Ludwig XIV. jedoch, der mit seinem Kriegsminister Louvois stets auf Krieg und Vergrößerung Frankreichs sann, dachte jenes Verhältniß noch mehr auszunutzen. Er suchte die Herzogin auf jede Art dahin zu bringen, auch die Erbschaft der Länder ihres verstorbenen Bruders in Anspruch zu nehmen und solche sodann, — nachdem man sich zuvor mit ihr als Erbin darüber abgefunden haben würde, — unter die Oberhoheit Frankreichs zu stellen.

Die Herzogin wies jedoch sofort ein solches Ansinnen geradezu von der Hand, indem sie dem Könige erklärte, daß es ihr wohlbekannt sei, wie sie zu einem solchen Schritte weder nach dem deutschen Reichs-Lehnsrechte, noch nach den Familien- oder Erb-Verträgen ihres Hauses die geringste Berechtigung habe. Allein so oft auch eine solche Abweisung ihrerseits geschah, ebenso oft trat der König wieder mit seinem Ansuchen hervor und wies

immer darauf hin, wie bei einer nunmehr französischen Prinzessin keine deutschen Rechte in Anwendung kommen könnten und daß französische Länder und Provinzen schon oft im Erbgange auf die weibliche Hand übergegangen seien. —

So standen die Sachen zur Zeit, mit der unsere Erzählung beginnt.

Es war am 2. September des Jahres 1686, als die Marquise von Maintenon zu ganz ungewöhnlich früher Morgenstunde heftig und wiederholt an dem Schellenzuge riß, der über ihrem Bette angebracht war. Ihre erste Kammerfrau und langjährige Dienerin Babette, welche in einem anstoßenden Gemach schlief, stürzte eilends an das Lager ihrer Herrin und fragte erschreckt:

„Gnädige Frau befinden sich doch nicht unwohl?“

„Im Gegentheil, so wohl wie lange nicht, meine gute Babette,“ sprach die Marquise mit dem ihr eigenen sanften Ton der Stimme, „wohl aber bin ich etwas erregt und habe die verflossene Nacht nur wenig Schlaf finden können, was Du erklärlich finden wirst, sobald Du Dich nur entsinnst, welch' ein Tag heut erscheint

— der Tag, an dem vor einem Jahre meine Trauung mit Seiner Majestät stattfand."

„Wohl erinnere ich mich dessen, gnädige Frau, und der große Gott, der Sie in dem verflossenen Jahre mit so hohem Glück überschüttet hat, möge solches Glück mit jedem Ihrer Tage mehren und verdoppeln, so wie es Ihr engelgutes Herz verdient," entgegnete die Dienerin und küßte ihrer Herrin die Hand.

„Ich danke Dir, meine treue Babette, ich höre solche Wünsche gern von Dir, denn Du hast in Deiner langen und treuen Dienstzeit am Besten alles das kennen lernen, was mein Herz bewegt, was die Welt davon weiß und nicht wissen darf und bist schon oft meine Vertraute in verhängnißvollen Stunden gewesen. Ich hoffe, daß Du mir auch für die Folge nicht minder Deine Dienste und Deine Verschwiegenheit widmen wirst."

„Bis zur letzten Stunde meines Lebens, meine gnädigste Gebieterin!" entgegnete die Dienerin und legte betheuernd die Hand auf's Herz.

„Ich glaube Dir, Babette. Doch jetzt kleide mich schnell an und laß das Frühstück besorgen." — — —

Nachdem die erste Morgentoilette vollendet war und die Marquise ein wenig frische Milch und Weißbrod,

worin ihr erstes Frühstück regelmäßig bestand, genossen hatte, sank sie in einem Betstuhle, so wie solche in jedem ihrer eigentlichen Wohngemächer sich befanden, auf die Kniee nieder und die hinter ihr stehende Babette warf ihr einen großen feinen Spitzenschleier über das Haupt, der die Betende bis zu den Füßen einhüllend bedeckte. In dieser Stellung hielt die Marquise ihre Morgenandacht, zunächst bestehend in stillen Gebeten; dann griff sie nach dem Gebetbuche des Jesuitenpaters La Caville, von dem auf jedem Betpulte ein Exemplar aufgeschlagen auflag, und las daraus mehrere Andachten, so wie solche für Zeit und Umstände angemessen schienen. Diese geistlichen Exercitien pflegten in der Regel etwas länger als eine halbe Stunde zu dauern.

Nachdem auch diese beendet waren, und Babette den Schleier ihrer Herrin abgenommen und wieder in Ordnung gebracht hatte, fragte die Dienerin, ob es Zeit sei, an die Toilette des Levers zu denken?

„Laß das für heute,“ entgegnete die Marquise lächelnd, „ich habe einmal etwas Anderes vor. Doch zuvor verschließe alle Thüren, auch die der Vorgemächer und gieb den Dienern die strengsten Befehle, jeden etwaigen Besuch und jede mögliche Störung bis auf

Weiteres mit dem Vorgeben abzuhalten, daß ich schon früh zur Messe gefahren sei."

Babette sah ihre Herrin verwundert an, befolgte aber natürlich den Befehl und stellte sich nach dessen Ausrichtung wieder ein, um etwaiger weiterer Befehle zu harren.

„Ach Babette," begann die Marquise nach längerem Schweigen, während dessen aber die innere Aufregung nur zu deutlich sich erkennen ließ, „ich muß mir in meinen Jahren wie ein Kind vorkommen und ich schäme mich fast vor Dir, die Absichten, welche ich für heute hege, laut werden zu lassen."

Die vertraute Dienerin warf einen fragenden Blick auf ihre Herrin, indem diese fortfuhr:

„Ich bin Gemahlin des Königs von Frankreich, wie Du weißt; mein Wille gilt etwas und all' meine Wünsche kann ich zur Erfüllung bringen. Aber darum bin ich doch nicht Königin von Frankreich, darf es wenigstens nicht vor den Augen der Welt sein. Ich bin sehr unglücklich darüber, meine gute Babette, habe fast die ganze Nacht deshalb geweint und mich nur gegen Morgen mit dem festen Entschluß getröstet und beruhigt, das, was ich der Welt gegenüber nicht vor-

stellen darf, doch einmal wenigstens vor mir selbst sein zu wollen. Ein schwacher Trost, meine gute Babette! Nicht wahr? Doch gleichviel! Hole mir daher einmal alle meine Geschmeide und Kostbarkeiten herbei und lege sie mir an; es treibt mich, grade heute, an diesem bedeutungsvollen Tage, unwiderstehlich mich auch äußerlich einmal als Königin von Frankreich, so wie es mir eigentlich zukommt, zu erblicken!"

Die schmeichlerische Dienerin wußte natürlich sofort hunderterlei zum Lobe eines solchen fast kindischen Gedankens zu sagen und nach wenigen Minuten war das stille Betgemach in das Boudoir einer großen Weltdame verwandelt. Die beiden Frauen liefen ab und zu und entnahmen den lange verschlossen gewesenen Schreinen und Kasten eine Menge des glänzendsten „weltlichen Tandes."

Sodann erfolgte der Aufputz und es war nicht zu leugnen, die Marquise, obwohl damals schon 51 Jahre alt, machte bei ihrer hohen, schönen Gestalt den Eindruck von Majestät und Hoheit. In ihrem reichen, kastanienbraunen Haare glänzte ein Diadem, aus den kostbarsten Steinen zusammengesetzt, welches ihr Ludwig XIV. für ihre Einsegnung geschenkt hatte. Colliers und Arm=

bänder waren reichlich vorhanden — des weiteren Schmuckes nicht zu gedenken. Ein stehender Kragen, aus den feinsten Brüsseler Spitzen hergestellt, umhüllte den schönen Hals und ein weitnachschleppender Mantel aus rothem Sammt, mit Hermelin gefüttert, war nachlässig um ihre Schultern geschlagen. Nachdem so die Toilette beendet war, ward ein reichvergoldeter Sessel dem hohen Wandspiegel gegenüber gerückt, in ihm ließ die Marquise sich nieder, beschaute wohlgefällig ihr Bild und begann sodann ein graziöses Spiel mit Kopf und Händen, wie wenn es sich um Anhören von Bitten oder Zusagen von Gnaden handelte.

Während sie noch in süßem Selbstvergessen sich diesem Spiel der Phantasie hingab, ward plötzlich heftig und wiederholt an die Thür des Vorgemachs angeschlagen. „Um Gott, Babette, was ist das?" rief die Marquise, erschreckt zusammenfahrend. Die Dienerin, ebenso erschreckt, lief an die Thür und rief hinaus: „Wer ist da? Die gnädigste Marquise ist nicht zu Hause, sie ist zur Messe gefahren!"

„Ich bin es ja, Fräulein Babette," ertönte von draußen die Stimme einer anderen Dienerin. „So eben war ein königlicher Piquer da, welcher die Mel-

dung brachte, Se. Majestät würden nach 15 Minuten selbst hier sein, worauf er ohne Antwort zu erwarten, sich wieder entfernte!"

„Habe ich recht gehört? Se. Majestät der König? Heilige Jungfrau, was soll daraus werden?" rief die Marquise, von ihrem Sessel aufspringend, erschreckt.

„Nur ruhig, gnädige Frau; wir packen schnell Alles zusammen und schaffen es rasch in das Nebengemach," suchte die Dienerin die Herrin zu beruhigen.

„Nur schnell, Babette! Gott, wenn Majestät mich also überraschten! Wo ist mein Gewand der grauen Büßerinnen? Nur in einem solchen Kleide darf mich der König sehen!"

Die gewandte Dienerin suchte eilends Alles in Ordnung zu bringen. Schnell waren die Embleme der Majestät entfernt und die Marquise stand im einfachen Klostergewande da. Aber es war auch die höchste Zeit, denn in demselben Augenblicke, wo Babette mit den letzten Resten des Prunks durch die eine Thür sich entfernte, ward die entgegengesetzte dem eintretenden Könige geöffnet.

Die Marquise ging ihm unter den ehrfurchtsvollsten Verbeugungen entgegen.

Ludwig XIV. sah sich zunächst nach allen Seiten um. Dann sprach er:

„Sind wir allein, Frau Marquise?"

„Ganz allein, Majestät!"

„Sind auch in den Vorgemächern keine Augen und Ohren auf uns gerichtet?"

„Gewiß nicht, Majestät."

Erst nach dieser Versicherung ergriff der König die Hand der Dame und schloß dann diese selbst in seine Arme. „Meine geliebte Françoise," sprach er, „es trieb mich grade an diesem Tage und zu ungewöhnlicher Stunde Ihnen die Versicherung zu geben, daß Sie stets auf die Gesinnungen von meiner Seite rechnen können, welche Ihnen selbst nur zu wohl bekannt sind. Aber," fuhr der König, der Marquise in's Antlitz schauend fort, „ich dachte, Sie froh zu finden an einem Tage wie der heutige, statt dessen erblicke ich Sie im Gewande einer Büßerin, und, wenn mich nicht Alles trügt, erschreckt und aufgeregt im Innern? Was haben Sie, Françoise?"

„Grade heute Morgen," erwiederte die Marquise, ihre Augen gen oben wendend, hat es meinem Herzen so nahe gelegen, in aller Demuth Gott und der hei-

ligen Jungfrau zu danken für das unermeßliche Glück, das mir geworden ist. Majestät sind es gewesen, welche solche Gebete und die für Ihr Wohl und daß mir Ihre gnädige Zuneigung stets erhalten bleibe, durch Ihren unerwarteten Besuch unterbrochen haben!"

„Also diese edle Erregung ist es, welche sich auf Ihren Wangen malt?" sprach der König, der Marquise die Hand küssend. „Zweifeln Sie nicht, rechnen Sie für alle Zeiten auf das, was ich Ihnen so oft versichert habe." Die Marquise verneigte sich demüthig, indeß der König fortfuhr: „Doch ich komme noch zu einem anderen Zwecke. Der heutige Tag, meine geliebte Françoise, soll durch ein glänzendes Fest gefeiert werden, und der Großmarschall des Palastes hat dazu bereits seine Befehle. Freilich wird die Gesellschaft darin nur ein Fest wie hundert andere finden, allein, Françoise, unsere Blicke werden sich finden und uns sagen, daß wir des Tages gedenken, der für mich der glücklichste meines Lebens gewesen."

„Eurer Majestät Wünsche sind stets Befehl für mich, entgegnete die Marquise sanft, wiewohl ich offen gestehe, daß ich einen für mich so bedeutungsvollen Tag, wie

den heutigen, lieber in stiller Einsamkeit und frommen Betrachtungen verbracht hätte."

„Nicht doch, meine geliebte Françoise! Geben wir auch der Welt und der Gesellschaft ihren Tribut. Doch Sie entschuldigen mich, meine Theure, es bedarf heute Morgen noch der Erledigung wichtiger Geschäfte. Leben Sie daher wohl bis heute Abend." Damit schickte sich der König zum Gehen an. Doch an der Thür wandte er sich noch einmal um mit den Worten: „Fast hätte ich vergessen, Ihnen mitzutheilen, daß ich vorhin die traurige Nachricht erhalten habe, daß mein alter, väterlicher Freund, der Kron-Groß-Ober-Jägermeister August v. Montmorency, diese Nacht plötzlich mit Tode abgegangen ist. Ich hatte dem Herzog noch manchen Tag zugetraut. Er war für sein Alter noch immer rüstig und von seltener Energie."

„O wie sehr bedaure auch ich diesen Trauerfall, Majestät. Doch wir Alle stehen in des Herrn Hand. Wie Er es schickt, so ist es gut!" entgegnete die Marquise und wieder ward ein Blick gen Himmel gesandt.

Der König entfernte sich.

Als die Marquise sich in ihrem Gemach wieder allein befand, streckte Babette, die in das nebenanliegende

Cabinet geflüchtet war, den Kopf durch die davor befindliche Portière.

„Tritt nur herein,“ rief ihr die Marquise zu, „es ist Alles wieder in Ordnung. Gott, wie hat mich der plötzliche Besuch aufgeregt, mir zittern noch alle Glieder!“

„Mir auch, gnädige Frau,“ sprach die Dienerin.

Die Marquise warf einen lächelnden Blick auf das in der That sehr ängstlich darein blickende Antlitz ihrer Dienerin und sprach dann: „Was ich sagen wollte, liebe Babette, sende eilends nach dem Grafen Louis von Noailles und laß ihn bitten, sich unverzüglich zu mir zu begeben, da ich ihm wichtige Nachrichten mitzutheilen hätte. Und dann besorge schnell meine Empfangstoilette. Der Morgen ist fast verstrichen.“

Der Graf Louis von Noailles war ohne Zweifel zu jener Zeit der schönste Mann unter der Hofgesellschaft Ludwig XIV. Da er jedoch nicht der Erstgeborene seiner alten und reichen Familie, sondern der dritte Sohn seines Vaters war, so waren seine Geld und Gut betreffenden Aussichten für die Zukunft von Haus aus nicht gerade die glänzendsten und er war deshalb zu=

nächst auf eine vortheilhafte und einträgliche Carriere angewiesen. Graf Louis sah dies vollkommen ein und beschloß deshalb, alle Vortheile seines Aeußern für solchen Zweck zu benutzen. Natürlich mußte dies zunächst bei den in damaliger Zeit so einflußreichen Damen des Hofes geschehen, und da der Graf über das Verhältniß der Maintenon zum Könige vollkommen unterrichtet war, so sah er bald ein, daß keine einzige Dame ihm von solchem Nutzen sein könne, als die Marquise. Sie ward deshalb der beständige Gegenstand seiner unausgesetzten Aufmerksamkeit und die große Heilige war für die Huldigungen des schönsten Mannes des Hofes denn auch so wenig unempfindlich, daß Graf Louis bald für den erklärten Schützling und Liebling der Marquise galt. Auch heute noch sollte er den Beweis davon erhalten, daß dem wirklich so sei.

Kaum war er nämlich in Folge jener Einladung bei der Marquise eingetreten, als sie ihm mit freudestrahlendem Gesicht entgegenkommend die Hand reichte und ihn mit einer vollständigen Gratulation begrüßte.

„Meine gnädigste Frau Marquise, ich bin überrascht,“ wandte der Graf ein. „Sie gratuliren mir und ich weiß nicht wozu und weshalb?“

„Haben Sie denn noch nicht vernommen, mein lieber Graf, daß der Duc August de Montmorency diese Nacht gestorben ist?“ fragte die Marquise. „Seine Charge, die des Kron-Ober-Jägermeisters, muß Ihnen zufallen, weil keiner sie würdiger und besser zu bekleiden im Stande sein dürfte, wie Sie. Reichen Sie darum noch heute bei Sr. Majestät Ihr Bewerbungsgesuch ein, damit Ihnen Niemand zuvorkommt. Sie kennen meine Freundschaft für Sie; ich werde daher gleichfalls bei Sr. Majestät zu Ihrem Vortheil Alles vorbringen, was ich in solcher Angelegenheit zu sagen mir herausnehmen darf.“ —

Der Graf küßte der Marquise die Hand. „Sie überschütten mich mit unverdienter Gnade und Wohlwollen, gnädige Frau,“ sprach er sodann, „und ich käme gern Ihren Befehlen nach, wenn mich nicht einige Zweifel beherrschten, ob ein solcher Fall günstige Folgen für mich haben könnte. Ich habe ja eigentlich noch gar keine Anwartschaft auf ein Amt, am wenigsten im Departement der Jagdverwaltung. Dagegen ist der Herzog von Briancourt, als Grand-Falconier Seiner Majestät, der Nächstberechtigte für das erledigte Amt, hat auch bereits seit langen Jahren in Behinderungs-

fällen des Ober-Jägermeisters dessen sämmtliche Geschäfte zur völligen Befriedigung des Königs wahrgenommen. Daher hat er auch gewiß die nächste Anwartschaft auf die vacante Charge."

„Lassen wir solche Einzelheiten ganz außer Betracht, mein Freund," entgegnete die Marquise leichthin. „Es kommt in der That nicht auf solche, sondern nur auf den Willen Seiner Majestät an. Vermögen wir den für Sie günstig zu stimmen, so ist die Angelegenheit erledigt."

„Allerdings, gnädige Frau, aber darin liegt auch die Schwierigkeit einem solchen Mitbewerber gegenüber, wie ich ihn in dem Herzog ohne Zweifel haben werde. Auch dieser hat in der Familie Orleans seine gewichtigen Fürsprecher!"

„Nur Muth, Comte Louis," lächelte die Marquise siegesgewiß. „Wir wollen uns verbinden und dann einmal sehen, was unsere Macht gegen die Macht Ihrer Feinde vermag. Also nochmals, lassen Sie noch vor heute Abend Ihr Gesuch mit Ihren Wünschen in die Hände Sr. Majestät gelangen. Wir werden uns alsdann bei dem Feste wiedersehen; während desselben wird ohne Zweifel von dem Todesfalle und der Wieder-

Besetzung des Amts die Rede sein, und ich werde auf diese Art Gelegenheit finden, sofort für Sie zu wirken.

„Unter der Protection meiner gnädigen Frau Marquise wage ich Alles, selbst auf die Gefahr hin, daß Majestät mir einen solchen Schritt nicht wohl auslegen könnte, da ich überzeugt bin, daß Sie, gnädige Frau, es ganz in Ihrer Macht haben, Alles für mich zum Besten zu wenden.....“

Hoffeste, wie sie während der eigentlichen Glanzepoche der Regierung Ludwigs XIV. — und in solche fällt grade unsere Erzählung — in den Sälen und Gärten des Versailler-Schlosses gefeiert wurden, sind in ihren Einzelheiten schon zu oft geschildert, als daß es sich der Mühe verlohnen sollte, darüber abermals zu berichten. Wie immer, so auch diesmal, war der König der Mittelpunkt, um den sich Alles drehte, und alle Etikette lief darauf hinaus, ihn als etwas Höheres gegen die übrige Gesellschaft hinzustellen, und zwar in der Art, daß nicht eine nach und nach aufsteigende Linie der Stände Schritt vor Schritt bis zur königlichen Majestät führte, sondern daß selbst bis zu den

nächststehenden Verwandten des Königs und diesem selbst eine wohlzubeachtende und nicht zu überschreitende Kluft existirte.

Nur die Schwägerin des Königs, die Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans bildete in obiger Beziehung, wie immer, so auch heute, eine gegen den hohen und höchsten Adel Frankreichs ungewöhnlich abstechende Persönlichkeit. — Während Alles mit einer Ehrfurcht, wie sie nur dem Göttlichen gezollt wird, sich dem Könige nahete, ging sie in liebenswürdigster Vertraulichkeit auf denselben zu. Eine fast herzliche Begrüßung fand statt, an welche sich eine längere Conversation anschloß. Im Verlaufe derselben äußerte die Herzogin:

„Innerhalb der nächsten Tage gedenken mein Gemahl und ich uns nach unserm Schlosse Blois zu begeben, um dort die jährlichen Herbstjagden abzuhalten und ich wage nun Eurer Majestät die schon bekannte Bitte vorzutragen, durch Allerhöchst Ihre Gegenwart diesen Festen, wie auch in früheren Jahren, den wahren Glanz und ihre wahre Bedeutung zu verleihen!"

Ludwig XIV., dazumal in seinen kräftigsten Mannesjahren stehend und leidenschaftlicher Liebhaber der Jagd, erwiederte galant: „Meine hochgeehrteste Frau Herzogin

und Cousine, wie würde ich einer so lockenden Einladung widerstehen können! Und soll ich nun gar die mir in Aussicht stehenden Vergnügungen mit und bei einer so liebenswürdigen Wirthin genießen, so findet gar kein Besinnen statt. Während dreier Tage können Sie darauf rechnen, daß ich nicht von Ihrer Seite weiche."

„Eure Majestät machen uns wahrhaft glücklich durch eine solche Zusage! Wir werden Alles aufbieten, um uns einer solchen Gnade würdig zu erzeigen."

„Schweigen wir deshalb," entgegnete der König. „Ich bin es ja, der genießen soll! Doch, hochgeehrteste Frau Cousine, erlauben Sie mir noch eine Frage: Wie steht es denn um die pfälzische Erbschaft? Haben Sie sich noch immer nicht besonnen? Wollen Sie mich noch immer nicht bevollmächtigen, für Sie auch die Erbschaft der Länder Ihres in Gott ruhenden Herrn Bruders zu beanspruchen?"

„Majestät, so oft ich auch diesen Gegenstand im Geiste bedacht habe," wandte die Herzogin ein, „ich komme immer wieder zu dem Ihnen bereits gemeldeten Resultate, daß ich gar keine Rechte auf Land und Leute besitze, und daß Alles, was mir wirklich als Erbschaft

meines Bruders zukommt, sich bereits als dessen Mobiliar-Nachlaß in meinen Händen befindet."

„Geehrteste Frau Cousine," entgegnete der König rasch, „Sie irren in der That. Meine Räthe, besonders mein Minister Louvois beweisen mir stets und von Neuem die Gesetzmäßigkeit von dero Ansprüche. Doch ich besinne mich, der heutige Abend ist der Freude und nicht den politischen Expositionen gewidmet. Mein Aufenthalt in Blois wird mir Gelegenheit geben, diesen Gegenstand nochmals gründlich mit Ihnen zu besprechen. Apropos, werden Sie der Frau Marquise auch eine Einladung nach Blois zukommen lassen?" und der König warf bei diesen Worten einen fragenden Blick auf die Herzogin.

„Wenn Eure Majestät es wünschen, daß die Marquise dort der Gesellschaft nicht fehle, so wird die Dame noch heute von uns eine Einladung empfangen."

„Ich bitte darum, verehrte Frau Cousine," und der König verabschiedete sich mit einer leichten Handbewegung von der Dame.

Kaum hatte Ludwig XIV. den Rücken gekehrt und sich zu anderen Personen der Gesellschaft gewendet, als die kleine lebhafte Herzogin von Orleans sofort sich zu

ihrem Gemahl begab und in höchster Erregung ihm mittheilte, daß der König seine „alte Zott“ sogar nicht einmal für die drei Jagdtage entbehren wolle. „Ich bitte Sie, Seigneur,“ sprach sie, „was sollen wir bei jenen Festen mit der scheinheiligen alten Betschwester beginnen? Ja, wenn sie zur Sippschaft des heiligen Hubertus gehörte, allein, der will mit grauen Büßerinnen nichts zu thun haben und mit ein Paar verdrehten Augen wird weder ein Hirsch noch ein Wildschwein erlegt!“

„Ich stimme ganz mit Ihnen überein, Frau Herzogin,“ entgegnete ihr Gemahl lächelnd, „auch mir ist mein Herr Bruder in solcher Gesellschaft nicht so angenehm, wie ohne dieselbe. Was ist jedoch gegen seine Wünsche zu thun? Sehen Sie zu, daß Sie sich mit der Einladung so gut als möglich abfinden!“

„Das soll geschehen und auch so rasch als möglich,“ entgegnete die Herzogin erregt und verabschiedete sich von ihrem Gemahl, um im Gewühl des Festes die Marquise aufzusuchen, welche am heutigen Abend die Aufmerksamkeit der Gäste mit dem Könige im vollen Maße theilte, da die eigentliche Veranlassung des Festes Niemandem unbekannt war. Endlich, nach langem

Suchen sah die Herzogin die Maintenon in einer mit Blumen verzierten Fensternische, welche auf einen Balkon hinausführte, in scheinbar eifrigem Gespräche mit dem Könige begriffen. Und der Schein trog die Herzogin auch nicht, denn der König hatte der Marquise soeben angekündigt, wie sie zu gleicher Zeit mit ihm nach Blois reisen solle, und diese hatte, als von der Jagd die Rede war, sofort die Gelegenheit benutzt, um ihre Fürsprache für ihren Schützling, den Comte Louis de Noailles, in der uns bekannten Angelegenheit einzulegen.

Die Herzogin von Orleans, deren Sache es nicht war, ihre Handlungsweise durch die gewöhnlichen Rücksichten der Gesellschaft zu bestimmen, ging rasch auf die Beiden zu. Der König, vielleicht froh, eine unvorhergesehene Conversation abbrechen zu können, entfernte sich sofort, die beiden hohen Damen sich selbst überlassend.

„Ich komme, Frau Marquise," begann die Herzogin nach einer nur flüchtigen Begrüßung, „um Sie zu ersuchen, uns für die Festtage der Jagd in Blois auch die Ehre Ihrer Gegenwart zu schenken. Mein Gemahl so wenig wie ich würden es freilich gewagt haben, Sie

durch das Geräusch des Jagens Ihren stillen und frommen Betrachtungen zu entziehen, wenn nicht Se. Majestät durch den ausgesprochenen Wunsch, Sie dort zu finden, uns zu dieser Einladung ermuthigt hätte!"

„Die Wünsche Sr. Majestät sind immer, und auch diesmal für mich Befehle," entgegnete die Marquise in ihrem gewohnten sanften Redetone und warf dabei einen lauernden Blick auf das ihr so verhaßte Gesicht der Herzogin, „und damit ich als Unerfahrene in dem grausamen Geschäft der Jagd nicht ganz verspottet dastehe, erlauben Sie mir wohl, in meinem Gefolge den Grafen Louis von Noailles mitzubringen, damit er mir in allen Dingen, wo ich der Unterweisung bedürftig, mit solcher zu Hülfe komme!"

„Bei uns ist Niemand, was seine Gesellschaft und Umgebung anlangt, beschränkt. Das ist die erste Regel unserer Gastfreundschaft," entgegnete die Herzogin stolz. „An Unterweisung in den Gesetzen und Regeln der Jagd, und zwar an besserer, als Comte Louis sie zu geben vermag, hätte es Ihnen übrigens unter keiner Bedingung fehlen sollen. Wenn es sich um eine Jagd auf die schönsten Damen des Hofes und der Stadt handelte, so wäre der Graf wohl der erste Wildmeister,

allein von der hohen königlichen Kunst St. Hubertus' versteht, wie ich mir einbilde, der junge Mann selbst wenig genug."

„Das dürfte doch wohl nicht der Fall sein," lautete die etwas erregt klingende Erwiderung der Marquise, „denn wenn ich so eben Se. Majestät recht verstanden habe, so ist der Graf von Noailles dazu auserſehen, grade im Jagd-Departement sehr bald eine hohe Stellung einzunehmen."

„In der That, Frau Marquise! Ich hätte mir dies wirklich kaum als möglich vorstellen können. Doch ich bescheide mich gern, daß Se. Majestät, wie immer, so auch in diesem Falle, das Richtige zu treffen wissen werde."

„So denke auch ich, Frau Herzogin, und wir werden ja bald genug erfahren, was der Wille Sr. Majestät beschließt!"

An dem auf dieses Fest folgenden Morgen hatte sich auf ganz besondere Einladung der Herzog von Briancourt schon früh zur Herzogin von Orleans begeben. Die kleine, stets lebhafte und bewegliche Dame war ihm schon an der Salonthür entgegengekommen und

empfing ihn mit der Ankündigung, daß sie ihm die wichtigsten Mittheilungen zu machen habe.

„Doch keine bösen, gnädigste Frau Herzogin,“ fragte der Herzog lächelnd. „Ihr ernstes Aussehen läßt mich fast etwas der Art befürchten!“

„Gutes und Böses, mein Freund, Beides kann daraus werden,“ entgegnete die Herzogin. „Suchen wir das Gute festzuhalten. Hören Sie! Majestät haben uns für die allernächste Zeit einen dreitägigen Besuch in Blois zugesagt, um dem Vergnügen der Jagd obzuliegen. Damit nun Alles zu seiner Zufriedenheit ausfalle, habe ich Sie ersuchen wollen, das ganze Arrangement der Jagden während dieser Zeit mit unbeschränkter Vollmacht in die Hand zu nehmen. Ich habe keinen Anstand genommen, eine solche Bitte an einen so alten, würdigen Freund unseres Hauses zu stellen. In bessere und erfahrenere Hände könnten wir diese Angelegenheit ja nimmer legen.“

„Hoheit wissen, wie sehr ich mich Ihnen verpflichtet halte, und wie gern ich hiervon bei jeder Gelegenheit mit der That den Beweis ablege,“ sprach der Herzog, sich der Dame gegenüber verneigend.

„Lassen wir das, lieber Freund, und kommen wir auf die Hauptsache," schnitt die Fürstin weitere Dankesbezeugungen ab. „Fällt Alles gut aus, so muß Majestät Ihnen hierüber sein Wohlgefallen zu erkennen geben, und ich werde das Meinige dazu thun, daß solches nicht anders als durch Verleihung der Ober-Jägermeister-Charge, so wie der Herzog August v. Montmorency sie inne gehabt, geschehe. Freilich wird dies immer einige Schwierigkeiten haben. Denn denken Sie einmal, Herr Herzog, wie ich aus einem Gespräche mit unserer großen Heiligen, der Maintenon, gestern Abend entnommen, so hat die „alte Zott" auch bereits in dieser Angelegenheit ihre Hand mit im Spiel und bearbeitet unsern König, ihrem Courmacher und Liebhaber, dem Comte Louis von Noailles, das fragliche Amt zu verleihen. Aber ich habe meinen Kopf darauf gesetzt, es soll ihr nicht gelingen. Nur Sie, kein Anderer ist des Amtes werth!"

„Hoheit verpflichten mich stets zum Danke und doppelt und dreifach durch solche Aeußerungen. Allein steht die Sache wirklich so, wie Sie angeben, so glaube ich, bleibt mir wenig Hoffnung übrig, denn es ist leider nur zu bekannt, daß der Einfluß der Frau Marquise

von Maintenon bei Sr. Majestät Alles gilt und Alles durchzusetzen im Stande ist. Sie würde, wenn es sein müßte, einem alten Weibe eine erste Feldherrn-Stelle verschaffen können," und die Stimme des Herzogs erklang bei solcher Rede hart und seine Augen funkelten.

„Mag sein, aber doch nur, wenn sie keinen energischen Widerstand findet und der soll ihr bei diesem ihrem Plane reichlich zu Theil werden," suchte die Fürstin den Herzog zu beruhigen. „Es sind ja Jagd-Angelegenheiten und nicht Anstellungen von Beichtvätern, warum es sich handelt. In ersterem bilde ich mir auch ein, etwas bei Sr. Majestät zu gelten, und so lange ich meinen Mund offen haben kann, wird er für Sie reden. Es bedarf nur des Anknüpfungspunktes, daß die völlige Zufriedenheit des Königs durch Ihre Thätigkeit beim Arrangement des Vergnügens gewonnen werde."

„Daran soll es nicht fehlen. Das Uebrige freilich muß ich dann in die Hände meiner hohen Gönnerin legen, und thue es getrost mit bester Zuversicht."

„Lassen Sie uns sehen, Herr Herzog, was unsere vereinten Kräfte vermögen. Auf ein fröhliches Wiedersehen in Blois!"

Das Schloß zu Blois bildete zur Zeit unserer Geschichte den Mittelpunkt der Besitzungen, welche die schon damals so ungeheuer reiche Familie Orleans durch königliche Schenkungen, Erbschaften und Heirathen in ihrer Hand vereinigt hatte. Mochte das Schloß selbst auch gegen die Pracht der königlichen Paläste von Versailles, Trianon, Paris u. a. etwas zurückstehen, in einer Hinsicht stand es diesen vor und zwar bezüglich der dazu gehörigen Wälder und Jagdgehege, welche bei Weitem ausgedehnter und conservirter waren, als die Waldungen von Fontainebleau und Grenobles. Eine Jagd in ihnen bot zu viel Reize dar, als daß Ludwig XIV. sich das Vergnügen einer solchen so leicht hätte entgehen lassen.

Dazumal waren es zwei Arten der Jagd, zu welchen, als ganz besonders für sie passend, nur die höchste Aristokratie — und zwar Herren und Damen — als Theilnehmer eingeladen wurde, und das, was sich bei solchen Jagden gerade in der Zeit Ludwigs XIV. als Etikette und Gebrauch feststellte, ist noch lange als Tradition unter den Jägern des heiligen Hubertus von Generation zu Generation fortgepflanzt.

Zunächst war dies die Falknerei, oder die Jagd mit Stoßvögeln, welche meist auf Sumpf- und Wasservögel ging. Ludwig XIV. hatte die Falknerei, welche in der Periode des ritterlichen Mittelalters ihre Hauptblüthe gehabt hatte, von Neuem gehoben und cultivirt. Damen und Herren zogen zu Pferde aus zu diesem Vergnügen, bei welchem, mochte der Kampf eines Falken mit einem Reiher in den Lüften sich auch noch so schön ansehen — doch der Frauendienst, oder die eigentliche Chevalerie der Ritter gegen ihre Damen, immer die Hauptsache blieb.

Die Krone des eigentlichen Vergnügens blieb aber, „den Hirsch zu jagen", oder, nach unserem Sprachgebrauch, eine Hirsch-Parforce-Jagd. Auch diese Art des Waidwerks hatte, als besondere Liebhaberei Ludwigs XIV., unter ihm ihre regelmäßige Ausbildung erhalten. Ein besonders stattlicher Hirsch war in der Regel schon vorher eingefangen, gefesselt und auf den Ort des zur Jagd bestellten Rendezvous gebracht. Die Theilnehmer zu Pferde, sowie die verschiedenen Koppeln Hunde harrten des Signals, wo der Hirsch befreit wurde und die Verfolgung beginnen sollte. Alles stürzte hierauf sofort im Galopp dem Thiere nach. Die Kunst der leitenden Jäger bestand dann darin, die Flucht stets

auf leidlichen Pfaden zu erhalten, und endlich, nachdem das Thier nach langem, mehrstündigem Jagen ermüdet war, es noch zu zwingen, durch einen großen, fast seeartigen Teich, der schon der Wasservögel wegen damals in keinem großen Forste fehlte, zu schwimmen. Aber auch dabei sprangen sofort die Jäger in Kähne, um den Cours des Wildes so zu dirigiren, daß es an einer gewissen, schon vorher bestimmten Stelle an's Ufer steigen mußte, und das war da, wo auf einer paßlich erhöhten Stelle ein glänzender Pavillon errichtet war, in welchem sich die Damen, oder die älteren Herren, welche nicht selbst an dem stürmischen Vergnügen einer solchen Jagd Theil nehmen konnten, mittlerweile versammelt hatten, um von da ab das Ende des Schauspiels bequem zu übersehen. In der Regel brach der Hirsch, wenn er aus dem Wasser an's Ufer trat, schon wegen völliger Ermüdung zusammen; war dies nicht der Fall, so ward er von den Hunden gestellt und bekam in dieser Situation den Gnadenstoß und die Hörner stimmten das „Halali", oder das Signal des Todes des Hirsches an. Auf dasselbe kam nach und nach die ganze Gesellschaft auf dem Platze zusammen, um auf

die geschehenen Anstrengungen die Freuden der Tafel folgen zu lassen.

Die hohe auf Schloß Blois versammelte Jagdgesellschaft genoß die geschilderten Vergnügungen reichlich und aller Glanz und alle Opulenz wurde dabei entfaltet, um die Gegenwart Seiner Majestät zu feiern, und auch der König schien sich trefflich zu unterhalten.

Was die Marquise von Maintenon betraf, so hatte diese freilich den König begleitet, war aber nur bei Tisch und in den abendlichen Conversationsstunden sichtbar. Während des Geräusches der Jagd selbst blieb sie einsam in ihren Gemächern, um die Rolle der frommen, gottergebenen Beterin weiter zu spielen. Dabei versäumte sie jedoch keine Gelegenheit, dem Könige, so oft und wo sie ihn allein traf, die Person des Grafen Louis de Noailles für die Stelle eines Oberjägermeisters der Krone zu empfehlen. Sie hatte ihrem Schützling auch die Anweisung gegeben, bei Theilnahme an allen Jagden sichtbaren Eifer für solche an den Tag zu legen, möglichst unter den Augen Seiner Majestät.

Es war solches auch geschehen, und als der König gegen die Maintenon seine Verwunderung darüber aussprach, daß ein Salonheld, gleich Comte Louis auch der

anstrengenden Passion der Jagd so eifrig fröhne, nahm die Dame die Gelegenheit wahr, wiederholt von der außerordentlichen Befähigung des jungen Mannes in Jagd-Angelegenheiten zu reden und ihn nochmals mit den wärmsten Worten als Nachfolger des Herzogs von Montmorency in Vorschlag zu bringen und der König war schwach genug, ihr endlich eine vorläufige Zusage zu geben, behielt sich jedoch die definitive Entscheidung bis dahin vor, daß er wieder in Versailles sein werde und dort die Angelegenheit in Ruhe erwägen zu können.

So weit gekommen, glaubte die Maintenon jedoch ihres Sieges schon gewiß zu sein, und im Vorgefühl der Annehmlichkeit desselben ließ sie, in Folge der Schwäche des weiblichen Geschlechts, hier und da Andeutungen fallen, die wiederum ihren weiteren Weg machten und auf diesem auch zu den Ohren der Herzogin von Orleans gelangten.

In voller Aufregung und Bestürzung eilte die lebhafte Frau sofort zum Herzog von Briancourt, um ihn zu fragen, ob er auch schon davon gehört habe, daß die „alte Zott“ allgemein in Blois die Nachricht verkündige, der König habe ihr für ihren Clienten die Ober-Jägermeisterstelle bereits zugesagt?

„Bislang ist mir davon nichts zu Ohren gekommen, Hoheit," entgegnete der Herzog, „und es wird sich wahrscheinlich nur um ein leeres Hofgerücht handeln. Sollte jedoch etwas Wahres an der Sache sein, so möchte ich es für meine erste Pflicht halten, Sr. Majestät meinen Dienst und mein Amt zu Füßen zu legen, indem es nicht meine Absicht sein kann, unter einem Jüngling und Ignoranten zu dienen."

„Dahin soll es nie kommen, das ist mein fester Entschluß," entgegnete die Herzogin eifrig. „Se. Majestät soll nicht der treuen, langjährigen Dienste eines ihm ganz und gar Ergebenen entbehren, um so weniger, da hierdurch Dummheit und Aufgeblasenheit an die Stelle von Kenntniß und Erfahrung treten würde. Es ist heute der letzte Jagdtag; halten Sie sich stets in meiner und des Königs Nähe. Die Sache soll und muß heute in's Reine gebracht werden, bevor die alte Heilige noch bestimmtere Zusagen hat. Ich werde es als eine mich selbst angehende Ehrensache ansehen und meine eigene Stellung als Schwägerin des Königs in die Schanze schlagen, um nur der hinterlistigen Heuchlerin einen Strich durch ihre Rechnung zu machen.

Kommen Sie, ich hoffe, Sie noch heute als den Oberjägermeister der Krone begrüßen zu können.“ — —

— — — — — — — — — — — — — —

Die letzte Jagd, an der der König noch Theil nahm, begann. Der stattlichste Hirsch der Reviere von Blois, ein richtiger Vierundzwanzig-Ender, war Gegenstand der Parforce-Jagd. Alles ging dabei vortrefflich und ganz dem Katechismus des heiligen Hubertus gemäß. Der König war in Folge davon in seiner besten Laune, und als er und die berittenen Jäger den Weg zum Schlosse und zur Tafel einschlugen, suchte der König die Seite seiner Wirthin, der Herzogin von Orleans, zu gewinnen, welche für heute die ganze Hatz in Männerkleidung und gleichfalls zu Pferde mitgemacht hatte. Er brauchte nicht lange zu suchen. Die Herzogin kam ihm mit den Worten entgegen: „Nun sind Majestät in etwas befriedigt? Mein Gemahl und ich würden sehr glücklich sein, wenn wir die Gewißheit hätten, während der verflossenen Tage etwas zur Erheiterung Eurer Majestät beigetragen zu haben!“

„Meine hochgeehrteste Frau Herzogin und Cousine, Sie haben mir drei so angenehme Tage bereitet, wie ich sie lange nicht erlebt habe, und während der ich

einmal gänzlich den schweren Mühen und Sorgen enthoben sein durfte. Ich würde sehr glücklich sein, wenn ich Gelegenheit hätte, Ihnen meinen Dank durch eine entsprechende Gegenleistung auszudrücken."

„Darf ich Ew. Majestät beim Worte halten?" entgegnete die Herzogin rasch und ihre Augen leuchteten. „Es ist vielleicht bald Veranlassung vorhanden, mich auf Dero gnädigste Zusage berufen zu können."

„Gewiß dürfen Sie das. Doch sagen Sie mir nur, wie geht es zu, daß Ihre Jagden und Jagdreviere immer mehr bieten, wie die meinigen. Solche Jagden, wie wir jetzt gehabt haben, bringe ich in Fontainebleau nimmer zu Stande!"

„Majestät, ist Alles so gegangen, wie es Allerhöchst Dero Wünschen gemäß, so ist dies nicht unser Verdienst, sondern das Allerhöchst Ihres Großfalconiers, des Herzogs von Briancourt, der als vieljähriger Freund unseres Hauses das Arrangement übernommen. Diesem alten, treuen Diener, der auch Ew. Majestät bereits während einer Zeit von 36 Jahren dient, gebührt wegen seines Eifers und seiner Erfahrung allein das Lob und der Dank Eurer Majestät. Deshalb komme ich auch schon jetzt mit einer gemäß der Zusage Ew. Ma-

jestät mir erlaubten Bitte: Geben Eure Majestät diesem ebenso würdigen, wie in seinem Fach erfahrenen Diener nunmehr das vacante Amt eines Ober-Jägermeisters, wie es der Herzog von Montmorency bekleidet hat."

„Meiner Zusage gemäß," entgegnete der König, „würde ich Ihnen, theuerste Cousine, Ihren Wunsch gern gewähren, wenn nicht gerade in Beziehung auf das in Rede stehende Amt bei mir kürzlich auch noch andere Ansprüche und zwar zu Gunsten des Grafen Louis de Noailles geltend gemacht worden wären, über welche daher zuvor entschieden werden müßte."

„Ansprüche, Majestät? Ansprüche Seitens des Grafen von Noailles? Das kann, ohne daß Majestät falsch berichtet sind, nicht sein," sprach die Herzogin erregt. „Der Herzog von Briancourt ist seit langen Jahren bereits der Zweite im Jagd-Departement; er hat während der Krankheit seines Vorgängers schon lange dessen sämmtliche Geschäfte versehen und es ist nie das Geringste gegen ihn zu erinnern gewesen und für die Fähigkeit in seinem Amte spricht das erst noch eben von Eurer Majestät gespendete Lob. Sollte es daher möglich sein, daß ein Anderer existirte, der ein Recht oder einen Anspruch darauf besäße, diesem alten und

würdigen Herrn vorgezogen zu werden? Und wie sollten Majestät nun gar dazu kommen, Jugend und Unverstand zu dem so wichtigen Amte zu berufen? Käme es dazu, wahrlich Majestät, Alter und Erfahrung müßten sich beleidigt von Allerhöchst Dero Dienst zurückziehen, und die so berühmten Jagden Ew. Majestät würden gar bald all' ihren königlichen Glanz verlieren. Legen Majestät das Amt — nochmals bitte ich darum — in die passendsten Hände, in die des Herzogs von Briancourt. Lassen Majestät jeden Ihrer Diener in dem Kreise wirken, für den er besonders berufen erscheint."

„Ich pflichte Ihnen vollkommen bei, verehrte Frau Herzogin, daß Befähigung für das fragliche Amt den ersten Factor bei Besetzung desselben abgeben muß und bemerke dabei zugleich, daß man mir indeß in gleicher Weise, wie Sie für den Herzog von Briancourt geredet, die Befähigung des Comte Louis de Noailles gerühmt hat. Hier müßte denn doch wenigstens die beiderseitige Befähigung gegen einander abgewogen werden."

„Eure Majestät kennen mich und haben mir stets erlaubt, ein freies Wort ohne Hinterhalt zu reden," entgegnete die Herzogin, und ihre Wangen rötheten sich

und ihr Auge glänzte. „Wir werden von Niemanden gehört und ich erlaube mir daher einmal wieder von solchem Privileg Gebrauch zu machen. Wie mir längst bekannt, so ist es die Frau Marquise von Maintenon, welche sich für ihren Schützling, den Grafen v. Noailles, bei Eurer Majestät um das Amt bewirbt. Schlüge die Dame Jemanden zu einer der ersten und höchsten Stellen in der christlichen Kirche vor, so würde ich wahrlich nichts dagegen einwenden, indem schon im Voraus feststände, daß wohl Niemand die dazu taugliche Persönlichkeit richtiger zu beurtheilen vermag, wie grade sie. Aber es handelt sich ja nicht um die christliche Kirche, sondern um die königliche Jagd, und davon verstehe ich, wie ich glaube, mehr als die Frau Marquise von Maintenon, die nicht allein das Vergnügen selbst ein blutig grausames nennt, nein, der sogar schon der Lärm der Jagd ein wahrer Greuel ist! Offenbar thut sie daher der S a ch e halber, von der sie nichts versteht und auch nichts verstehen will, nichts, sondern Alles nur der Person eines von ihr Begünstigten wegen. Darum hören Eure Majestät in dieser Angelegenheit einmal auf mich und nicht auf die Frau Marquise, denn ich habe nur die Sache im Auge und den Wunsch,

daß Eure Majestät an solcher recht viele Freude habe! Se. Majestät brauchen ja darum den von der Frau Marquise Empfohlenen keineswegs ganz zurückzustoßen; es giebt an Allerhöchst Ihrem Hofe und in Allerhöchst Ihren Staaten noch hohe ehrenvolle Aemter genug, die für den jungen Mann paßlich sein mögen! Nur das höchste Amt im Jagd-Departement lassen Sie dem, welchem es nach Recht und Billigkeit zukommt, nicht entgehen und das ist nur der alte Herzog von Briancourt."

Ludwig XIV. mochte wohl die richtige Begründung dieser Bitte der Herzogin von Orleans einsehen. Er blickte, wie nachsinnend einige Augenblicke vor sich nieder. Dann den Kopf in den Nacken werfend und der Herzogin scharf in's Auge blickend, sprach er: „Theuerste Cousine, Sie sind unbillig! Ich soll Ihnen eine Bitte gewähren, und Sie selbst weisen mein wohlberechtigtes Ersuchen, mit dem ich schon so oft hervorgetreten bin, stets zurück?"

„Was meinen Eure Majestät?" fragte die Herzogin.

„Es ist der Gegenstand Ihrer pfälzischen Erbschaft, auf den wieder zurückzukommen ich mir noch kürzlich vorbehalten habe," entgegnete der König.

„Ich habe Eurer Majestät in Beziehung darauf nichts abschlagen, ich habe nur keine Rechte vergeben können, welche ich selbst gar nicht besitze. So steht diese Angelegenheit auch noch heute. Ich kann also nichts übertragen. Wie wollen Majestät aber aus Nichts Rechte, sogar Erwerbsrechte, ableiten? Die Welt ist wohl vor Zeiten einmal aus Nichts erschaffen, allein ein solcher Fall hat sich bis auf unsere Tage noch nicht wiederholt.“ Und die Herzogin warf bei diesen Worten einen schelmischen Blick auf den König.

Doch dieser entgegnete:

„Man kann, verehrte Frau Cousine, im Staatsrechte sehr wohl verschiedene Anschauungen der Verhältnisse haben. Alle meine Staatsräthe und Minister sind in diesem Falle zum Beispiel der Ansicht, daß Ihre Erbrechte in Beziehung Ihres in Gott ruhenden Herrn Bruders bei Weitem ausgedehnter seien, als Sie selbst anzunehmen geneigt sind. Sollte jedoch bei der festen Ueberzeugung, von Ihrer Seite, keinerlei Rechte auf pfälzisches Land zu besitzen, Ihr Gewissen durch eine nichts desto weniger auf mich erfolgte Uebertragung solcher Rechte beunruhigt werden, so abstrahiren wir ganz davon. Lassen Sie uns vielmehr den Weg ein-

schlagen, daß ich solche Rechte ohne Weiteres für Sie als einer jetzt französischen Prinzessin, deren Rechte ich, gleichviel mit oder ohne Zustimmung, im Interesse Frankreichs wahrzunehmen verpflichtet bin, in der völkerrechtlichen Politik Europa's geltend mache. Die ganze Gefahr und Verantwortlichkeit des Unternehmens kommt selbstredend so nur auf meine Schultern, nicht auf die Ihrigen. Von Ihnen verlange ich nichts weiter, als daß sie mich ruhig handeln und sich so stellen, als wenn das, was geschehen wird, Sie nicht berühre."

„Es wird, Majestät, die Angelegenheit in diesen Geschäftsgang gebracht, nur darauf ankommen, ob Majestät die Macht besitzen, das Geforderte durchzusetzen," entgegnete die Herzogin. „Sobald Majestät mit den geäußerten Prätensionen hervorzutreten wirklich gewillt sind, so bin ich überflüssig, und es ist einerlei, ob ich rede oder schweige. Wohlan denn, Majestät, ich will mich, Ihrer Politik gegenüber, als gar nicht in der Welt vorhanden ansehen; will auch in Nichts widersprechen, aber —"

„Nun, aber, Frau Cousine?" fragte der König, und seine Blicke leuchteten, als er seine Pläne so unerwartet gefördert sah.

„Sie erfüllen dagegen meine Ihnen schon vorhin vorgetragene Bitte und ernennen noch heute den Herzog von Briancourt zu Allerhöchst Ihrem Groß-Ober-Jägermeister an Stelle des verstorbenen Herzogs von Montmorency!“

„Eine Gefälligkeit ist der andern werth, Frau Herzogin. Ihr Wunsch soll noch heute erfüllt werden,“ entgegnete der König rasch und küßte der Herzogin galant die Hand. —

Ein glänzendes Gastmahl, bei dem sich aller Luxus und alle Pracht des Rococo-Zeitalters entfaltete und bei dem König Ludwig XIV. selbst, der am andern Morgen abzureisen gedachte, präsidirte, vereinigte am Abende desselben Tages noch einmal die Jagdgesellschaft auf Schloß Blois. Le roi s'amuse! Darum war auch die Gesellschaft in der heitersten Laune, rühmte sich ihrer Thaten, zählte das erlegte Wild auf und sprach, unter mancherlei Toasten auf die freigebigen Wirthe, den Wunsch aus, sich im nächsten Jahre unter gleichen Verhältnissen hier wieder zu sehen. — — —

Es war beim Dessert, als der König seine Wirthin, die Herzogin Elisabeth Charlotte, verstohlen zu sich

heranwinkte und ihr sodann ein Paar Worte in's Ohr flüsterte. Die Dame wandte sich hierauf zu dem Herzog von Briancourt, nahm ihn bei der Hand und führte ihn Sr. Majestät zu. Der König erhob sich und tiefes Schweigen breitete sich sofort über der Gesellschaft aus.

„Indem Wir," begann Ludwig XIV., „im Begriff stehen, von der Gastfreundschaft Unseres geliebten Herrn Bruders und Unserer hochverehrten Frau Schwägerin zu scheiden, wiederholen Wir nochmals in Unserm Namen und wie Wir gewiß sind, auch im Namen aller derer, welche die edle Jagd hoch halten und verehren, Unsern Wirthen den besten Dank für die vergnügten Stunden, welche sie Uns mit dieser Beschäftigung bereitet haben. Aber grade dieser Dank der Jäger ist es, welchen Unsere liebenswürdigen Wirthe nicht zu verdienen vorgeben, indem sie behaupten, er gebühre Unserm alten, würdigen und treuen Großfalconier, dem Herzog von Briancourt, der die Seele Unserer hiesigen Jägerfeste gewesen ist. Es ist daher nichts billiger, als daß auch Wir dies anerkennen und Wir thun es, indem Wir demselben das vacante Amt Unseres Kron-Groß-Ober-Jägermeisters verleihen und hoffen, daß Uns

seine bekannten, treuen und nützlichen Dienste noch lange zu Statten kommen sollen."

Der Herzog von Briancourt gehörte zu den wenigen und seltenen Menschen, welche an dem intriguevollen Hofe Ludwig XIV. allgemein beliebt waren und keinen einzigen eigentlichen Feind hatten. Alles drängte sich deswegen laut und stürmisch zu ihm heran, um ihm die aufrichtigsten Glückwünsche zu seiner Stellung und zu der Gunst darzubringen, die aus den vom Könige gesprochenen Worten so klar hervorleuchtete.

Nur zwei Gesichter an der Tafel waren bei der Rede des Königs entschieden lang und verdrießlich geworden, das der Marquise von Maintenon und das des Grafen Louis von Noailles. Beide hatten keine Ahnung von einer also geschehenen Abwickelung ihrer Hoffnungen und Anspüche gehabt, die sich allerdings auch so schnell gemacht hatte, daß Andeutungen und Vorbereitungen der dabei betheiligten Personen vorher nicht erst Statt hatte haben können! Bei der allgemeinen Aufregung beachtete jedoch eigentlich Niemand die beiden Mißvergnügten und das, was sich auf deren Gesichtern abmalte. Nur ein einziges Mitglied der Gesellschaft hatte sie von Anfang an nicht aus den

Augen gelassen — galt es ja, einen kleinen Triumph über sie, die Verhaßte, zu feiern, und das war die Wirthin selbst, die Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans. Die Bestürzung ihrer Feindin, der alten Zott, und deren Clienten, war ihr der sicherste Beweis, daß ihr Triumph ein vollkommener sei. Aber nach Art des weiblichen Charakters, war ihr diese Ueberzeugung noch nicht genug; sie wollte mehr davon haben. Ihre Feindin, die große Heilige, mußte aus ihrem eigenen Munde die durch sie herbeigeführte Niederlage erfahren und ironische Beileidsbezeugungen mußten zur herben und beißenden Sauce dabei dienen.

Und so trippelte denn die kleine Herzogin sofort auf die Frau Marquise von Maintenon zu: „Nicht wahr, meine Liebe," sprach sie malitiös, „Sie sind gewiß eben so erschrocken, wie ich, und vielleicht noch mehr, da ich weiß, daß Sie sich, was das vergebene Amt anlangt, bereits bei Seiner Majestät für den Comte Louis de Noailles verwendet hatten. Ja, diesmal haben sich nun Majestät einmal anders besonnen, inzwischen werden Sie gewiß noch oft Gelegenheit haben, Ihre Wünsche durchzusetzen. Wenn Sie Ihren Schützling nicht ganz verstoßen, sondern ihm noch eine längere Zeit Ihre

Unterstützung und Ihren guten Rath zu Theil werden lassen, so wird es nicht fehlen — namentlich, wenn Sie nicht unterlassen, recht fleißig für ihn und mit ihm zu beten — daß Sie bald einen Erzbischof oder gar einen Cardinal aus ihm machen werden. Darum lasse der junge hoffnungsvolle Mann sich den entgangenen Jäger nicht zu Herzen gehen. Dazu hätte er doch sein Lebtag nicht recht getaugt."

Ohne die Antwort der erbosten Marquise abzuwarten, verschwand die geschäftige Wirthin nach diesen Worten rasch in dem Kreise ihrer Gäste, von der Marquise mit den Blicken des tödtlichsten Hasses verfolgt.

— — — — — — — — — — — — — —

Als bei der Rückreise nach Versailles am andern Tage die Marquise von Maintenon den Wagen des Königs theilte, drückte sie sich, offenbar nervös, in eine Ecke, ohne ein Wort zu reden und ohne sich für irgend etwas zu interessiren. Der König sah das eine Zeitlang an. Dann begann er endlich:

„Ich sehe mit Bedauern, Frau Marquise, daß Sie sich nicht wohl befinden, denn nur auf diese Art kann ich mir ein Verhalten erklären, das ich bei Ihnen nicht gewohnt bin." —

„Es wird auch wohl so sein, Majestät," entgegnete die Marquise gemessenen Tones, „und eben dieses mein Befinden veranlaßt mich, auch an Ew. Majestät eine Bitte zu richten."

„Und die wäre? Bitte, reden Sie?"

„Ebenso dringend als ehrfurchtsvoll bitte ich Ew. Majestät, mich für die Folge von der Theilnahme an dem Geräusche Dero Jagden ein für allemal Allergnädigst entbinden zu wollen. Es ist dies keine Beschäftigung für ein stilles nach Oben gerichtetes Gemüth, und ich gestehe, es wird noch einiger Zeit bedürfen, bis ich wieder zu der innern Ruhe zurückgekehrt bin, die für mich das Leben selbst ist."

Der König, der schon mehr von dem, was vorgegangen, erfahren, und dem auch der weitere Zusammenhang der Ereignisse nicht fremd sein konnte, lächelte und sprach sodann:

„Meine verehrte Frau Marquise, in diesem Jahre finden keine Hof-Jagden mehr statt und bis zu den nächsten verfließt noch eine lange Zeit, während welcher Sie sich über das, was Sie zu thun beabsichtigen, bedenken können. Es steht Ihnen, wie gesagt, dazu noch

mancher Tag zu Gebote und gar häufig verändern sich menschliche Gedanken und Neigungen schon über Nacht!"

— — — — — — — — — — — — — —

Die geschilderten kleinen Hofintriguen sind die unscheinbaren Ursachen zu dem bald darauf (1688) beginnenden pfälzischen Kriege, jenem entsetzlichen Kriege, der die gottgesegnete Pfalz in eine Wüste verwandelte, allen Wohlstand für lange Zeit vernichtete und von dem der Nachwelt in der Ruine des von dem französischen Brigadier Melac aus schnödem Uebermuth in die Luft gesprengten Heidelberger Schlosses ein bleibendes Denkmal geblieben ist.

Wenn bisher immer die Anecdote von dem „schiefen Fenster in Trianon" als Ursache jenes entsetzlichen Krieges bezeichnet worden, so ist das nur ein Beweis, daß die Ausgeburten der Phantasie, wenn sie nur in angenehmem und geistreichem Gewande auftreten, die nackte Wahrheit in der Geschichte sehr leicht verdrängen können. Ob es in Trianon jemals ein schiefes Fenster gegeben, steht dahin, daß hingegen die kleinen hier geschilderten Ereignisse in der That auf Wahrheit beruhen, erfahren wir aus der Correspondenz der Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans.

Druck von Diedr. Soltau in Norden.

Beneke, Adolf,

Aus vier Jahrhunderten Historische Skizzen und Erzählungen

Bremen 1871